

O. v. Schaching, Mädchen von Domremy.

Das

Mädchen von Domremy.

Eine geschichtliche Erzählung

aus dem 15. Jahrhundert

von

Otto von Schaching.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg 1895.

Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei Act.-Ges.

(früher G. J. Manz).

Druck der „Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei
Act.-Ges. Regensburg".

Erstes Kapitel.

In Frankreich hatte Karl V. nach einer segensreichen Regierung, welche ihm den Namen der „Weise“ verschafft hatte, die Augen geschlossen. Alsbald begannen die Fürsten und Barone des Reiches ihr verderbliches Spiel um die Vormundschaft über den zwölfjährigen König Karl VI. Er war die Hoffnung seines Volkes; aber ein schweres Unglück hatte ihn getroffen, er war wahnsinnig. Einst hatte ihm bei einem Ritte durch den Wald von Mans ein unbekannter Mann plötzlich zugerufen: „König, du bist verraten;“ da wurde der junge Fürst von solchem Schrecken befallen, daß ihn furchtbarer Wahnsinn schlug. Seitdem verließ ihn die verhängnisvolle Nacht der Krankheit nur selten; oft tobte Karl wie ein wildes Tier und dann wußte er nicht einmal seinen Namen mehr.

Zwei Parteien haderten damals um die Oberherrschaft im Lande, die des Herzogs von Burgund und jene des Herzogs von Orleans. Dieser war der Bruder des Königs und jener sein Oheim. Da geschah es, daß letzterer an einem Abende des

Jahres 1407 zu Paris durch einen Meuchelmörder getötet wurde. Ein furchtbarer Krieg entbrannte, ganz Frankreich schwamm in einem Meere von Blut. Die Krieger verheerten und verwüsteten alles, wohin sie immer kamen, sie schonten kein Gotteshaus, keinen geheiligten Ort, nicht Alter, noch Geschlecht. In der Hauptstadt wüteten die Anhänger des Herzogs von Burgund in fürchterlicher Weise. Dieselben bestanden aus der Fleischerzunft und der Hefe des Volkes, und bald kam es so weit, daß kein Mensch mehr seines Lebens sicher war. Namentlich traf die Reichen das schwerste Los; man beraubte sie ihrer Güter, nicht selten auch ihrer Freiheit und ihres Lebens.

Während der Bürgerkrieg an allen Ecken und Enden Frankreichs tobte, fielen die Engländer unter ihrem Könige Heinrich V. ins Land ein. Bei Azincourt erlitten die Franzosen eine fürchterliche Niederlage, ihre edelsten Ritter blieben auf der Walstatt. Selbst der König Karl verlor einige seiner nächsten Verwandten, andere, darunter der Herzog von Orleans, fielen in Gefangenschaft.

Die Stelle des letzteren als Parteiführer nahm nun der Graf von Armagnac ein, der aber die Lage des Reiches nur noch mehr verschlimmerte, indem er alle verfügbaren Truppen nach Paris zog, das übrige Land dadurch von Schutz entblößte und die Königin Isabella, die Gemahlin Karls VI., im Einverständnis mit ihrem Sohne Karl VII. gefangen nahm. Bald wurde sie jedoch von ihren Anhängern befreit, und nun trat Isa-

bella, welche früher der Partei des Grafen von Armagnac angehört hatte, zu den Orleanisten über. Das Elend und die Verzweiflung des Volkes erreichte den denkbar höchsten Grad. In Paris stürmte der Pöbel die Gefängnisse und ermordete an einem einzigen Tage fünfzehnhundert Gefangene aus allen Ständen. Um die Schrecken zu erhöhen, brach auch noch die Pest aus und raffte binnen wenigen Monaten fünfzigtausend Menschen hinweg.

Während die Franzosen gegeneinander aufs sinnloseste tobten und einander zerfleischten, machten die Engländer fortwährend siegreiche Fortschritte; bereits streckten sie die Hand nach der Krone des heiligen Ludwig aus.

Der Herzog von Burgund, eine verräterische Seele, ging zu den Engländern über und schloß mit diesen den unseligen Vertrag von Troyes (1420), laut welchem Frankreich in vollständige Abhängigkeit von den Engländern geriet und die französische Prinzessin Katharina den englischen König ehelichen, der rechtmäßige Erbe aber, Karl VII., des Thrones verlustig gehen sollte.

Die Kriegsgreuel wuchsen, das Elend des Volkes stieg zu einer wahrhaft entsetzlichen Höhe. Franzosen, Engländer, Burgunder, Soldaten, Räuber, Diebe — alles raubte, stahl, plünderte und mordete nach Lust. Niemand dachte mehr daran, die Felder zu bebauen, denn die Ernte wurde niemals eingeheimst, sondern von den Feinden zertreten und verheert. In Paris wütete eine

schreckliche Hungersnot; dazu war der Winter ungewöhnlich kalt. Ganze Scharen armer Kinder fand man verhungert und erfroren auf Düngerhaufen. Zahlreiche Wölfe kamen in die Städte hinein und fraßen die Leichen auf.

Da starb Heinrich V. von England im Jahre 1422, ohne die Eroberung Frankreichs vollendet zu haben. Bald darauf folgte ihm der wahnsinnige Karl VI. in die Ewigkeit nach. Heinrich VI., der englische Thronerbe, wurde als König der vereinigten Reiche England und Frankreich ausgerufen. Wer immer aber treu zu dem Vaterlande hielt, schwur auf Karl VII. als auf seinen rechtmäßigen Herrn. Seine ergebenen Anhänger scharten sich um ihn, sie stritten tapfer, allein der Übermacht Englands erlagen sie dennoch in der unglücklichen Schlacht von Verneuil (1424).

Wohl war König Karl VII. von den edelsten Absichten beseelt, dem Lande den lang entbehrten Frieden wieder zu geben und die Macht der Engländer zu brechen, aber die Schwächen seines Charakters hinderten ebenso wie die kriegerische Übermacht der Feinde an einem glücklichen Fortgang seiner Bestrebungen. In seinen Entschlüssen hing er oft zu sehr von seinen Ratgebern ab, und die häufigen Widersprüche, in welche er sich durch seine Unentschiedenheit verstrickte, vermehrten das Verhängnis, unter welchem er sowohl wie das Reich und Volk litt.

Im Sommer 1428 erschien auf französischem Boden ein mächtiges englisches Heer unter Führung des Grafen von Salisbury, Thomas von

Montagu, welches Frankreich vollends erobern sollte. Im raschen Siegeslaufe nahmen die Engländer Stadt um Stadt, Burg um Burg, so daß bald der ganze Norden bezwungen zu ihren Füßen lag. Als nächstes Ziel der Eroberung war die reiche und wichtige Stadt Orleans ausersehen. Hier war der Mittelpunkt der königstreuen Franzosen; war erst diese Stadt gefallen, so konnte Frankreich als vollständig erobert betrachtet werden.

In richtiger Würdigung dieser Sachlage strömten von allen Seiten die gutgesinnten Edelleute und Ritter nach Orleans, um sich ihrem Könige im Kampfe gegen englische Unersättlichkeit anzubieten; die königstreuen Städte des Reiches schickten Geld und Lebensmittel nach Orleans, dessen Bürger, glühend vor Eifer für die heilige Sache, sich zum Kampfe auf Leben und Tod rüsteten, die Stadt durch Bollwerke verstärkten und opferwillig ihre Steuerlast erhöhten. Es war ein schönes Beispiel der Vaterlands- und Fürstenliebe, welches die braven Bürger von Orleans in diesen Tagen der Welt gaben.

Bald stand der Feind vor den Mauern. Am 21. Oktober wurde gestürmt. Die Engländer griffen tapfer an, aber noch tapferer wehrten sich die Franzosen auf und hinter den Mauern von Orleans. Selbst die Frauen beteiligten sich am Kampfe, gossen den feindlichen Soldaten siedendes Wasser, heißes Öl, brennenden Kalk über die Köpfe, oder schleppten den Ihrigen Waffen herzu und reichten ihnen Speise und Trank.

Trotz des tapfersten Widerstandes aber gelang es den Engländern, sich der Brückenburg zu bemächtigen. Hier jedoch ereilte den englischen Feldherrn, Grafen von Salisbury, das Verhängnis. Ein Steinblock, von einem Katapulte abgeschnellt, schlug ihm das Auge aus, riß ihm einen Teil des Gesichtes weg und tötete einen Ritter an seiner Seite. Graf Salisbury erlag seiner Wunde.

Graf Suffolk übernahm den Oberbefehl. Er teilte sein Heer, so daß die Stadt von zwei Seiten angegriffen werden sollte. Dies veranlaßte die Bürger von Orleans, alle ihre Vorstädte auf der Loireseite niederzureißen, obschon dieselbe beinahe so schön und groß waren, wie die eigentliche Stadt selbst, und für die schönsten in ganz Frankreich gehalten wurden.

So nahte die heilige Weihnachtszeit, das himmlische Friedensfest. Die kriegführenden Teile einigten sich dahin, während derselben nichts zu unternehmen und das blutige Waffenhandwerk ruhen zu lassen.

Kaum aber war das Fest vorüber, so begann der wilde Kriegtanz aufs neue. Der englische Befehlshaber Glasdale ließ zentnerschwere Steinblöcke auf die Dächer von Orleans schleudern. Graf von Suffolk erschien im Rücken der Stadt, so daß sie ringsum eingeschlossen war. Die Franzosen schlugen alle Angriffe ab. Dennoch aber konnten sie nicht verhindern, daß die Not in der Stadt immer mehr anwuchs und der Fall derselben in sichtliche Nähe gerückt kam.

Zweites Kapitel.

An der Grenze, wo die schöne Champagne, Burgund und Lothringen aneinanderstoßen, liegt das Dörfchen Domremy. Dort stand ein Häuschen, klein und schlecht, mit Stroh eingedacht und überall die Spuren der Armut tragend. Die darin wohnten, hießen Jakob d'Arc, ein braver, aber mittelloser Bauersmann, und sein Weib Isabella Romée.

Domremy liegt in einem anmutigen, fruchtbaren Thale, durch welches die glänzenden Wogen der Maas rollen.

Es war ein herrlicher Sommertag. Kein Wölkchen hing am Himmel, die Sonne leuchtete in ihrer Pracht und das Thal von Domremy lag im goldenen Schimmer des Gestirns. Unter dem Schatten einer herrlichen Eichengruppe erhob sich eine kleine, hübsche Kapelle. Das Volk nannte sie die „Eremitage Unserer Lieben Frau". Nur wenige Schritte von der Kapelle entfernt quoll ein Brünnlein aus der Erde, dessen Wasser von Fieberkranken mit Erfolg getrunken zu werden pflegte. Ein

weitgeästeter Buchenbaum, der wohl schon viele Jahrhunderte gesehen hatte, ergoß seinen Schatten; im Munde der Leute hieß diese Buche mit Auszeichnung der Feenbaum, weil die Sage berichtete, hier hätten einst in altersgrauer Zeit die Feen gewohnt. Manche Leute behaupteten, noch jetzt wären dieselben an mondhellen Sommernächten zu sehen, wie sie in weißschimmernden Gewändern und aufgelöstem goldenen Haare um den Stamm der ehrwürdigen Buche den Reigen schlängen.

In der Kapelle unter den Eichen kniete ein junges Mädchen. Sie trug die dort übliche Kleidung der Landleute. Betend hatte sie ihr etwas bleiches Gesicht zu dem Bilde der Allerseligsten erhoben, von dem sie keinen Blick abkehrte. Ein Hauch himmlischer Ruhe und süßester Reinheit schwebte auf ihrem Antlitze, und doch schien es wieder, als ob ein geheimes Weh das Herz der Beterin drücke.

Jetzt erhob sie ihre Stimme und inbrünstig ertönte es vernehmlich von ihren Lippen:

„O du gebenedeite Himmelskönigin und Mutter Jesu Christi! habe Mitleid mit unserem schönen Frankreich, rette unseren guten König Karl aus den Händen der Engländer und gieb uns den Frieden wieder, nach dem unser Volk seit Jahren seufzt.“

Sie schwieg und senkte leicht das Haupt.

Plötzlich richtete sie ihr glänzendes Auge auf den Altar, wo unter Blumen das Bild der Jungfrau Maria stand; ein begeisterter Ausdruck, ein

übernatürliches Leuchten erschien auf ihren Zügen, sie streckte die Arme wie verlangend aus, und so verblieb sie einige Minuten lang regungslos, wie eine Marmorstatue.

Durch die geöffnete Thüre der Kapelle ertönten helle Kinderstimmen. Sie schlugen an das Ohr der verzückten Beterin.

Auf einmal tauchte der blondgelockte Kopf eines Knaben an der Thüre auf und mit flüsternder Stimme rief er dem Mädchen zu:

„Johanna, komm', wir haben die Engländer geschlagen! Sieh', diesen Blumenkranz haben wir ihnen abgejagt. Den will ich nun hier niederlegen, zum Dank, daß wir gesiegt haben."

Mit diesen Worten legte der hübsche, rotbackige Knabe einen aus Feldblumen gewundenen Kranz zu unterst an den Altar hin.

Johanna, die Beterin, ließ langsam die Arme sinken, der merkwürdige Glanz ihres Angesichts erlosch, die Augen nahmen wieder den gewöhnlichen Ausdruck an und nun erhob sie sich, nachdem sie das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht hatte, langsam von den Knieen.

Sie verließ die Kapelle. Der Kleine folgte ihr. Er glich dem Mädchen so sehr, daß es nicht schwierig war, in beiden Bruder und Schwester zu erkennen.

„Johanna," begann der Kleine wieder, „sieh', dort unten laufen die Engländer. Ha, wir haben sie ordentlich geschlagen. Ich glaube, Nachbars François blutet sogar aus der Nase; ich habe ihm

mit meinem Schwert einen Hieb versetzt — natürlich meinte ich's nicht so arg, aber . . geschehen ist's nun doch und wir haben ihnen den schönen Kranz abgejagt. Nicht wahr, es freut dich, Johanna, daß wir gesiegt haben, und ich bin der Anführer gewesen, ich!"

Johanna hörte sanft lächelnd das lustige Geplauder ihres kaum dreizehnjährigen Bruders. Sie sah nach dem Fuße des Hügels, wo eine Schar Dorfkinder einer anderen mit fröhlichem Schreien nachlief — der Sieger dem fliehenden Feinde folgend. Selbst in das stille, entlegene Thal von Domremy war das Kriegsgetöse gedrungen; die Kinder des Dorfes spielten Soldaten, Engländer und Franzosen, und heute war es Renée, Johannas Bruder, gewesen, welcher die tapferen Krieger zum Siege geführt hatte.

Johanna sah in Gedanken verloren ins Thal nieder. Ein schmerzlicher Seufzer entströmte ihrer Brust. Sie legte die Rechte auf Renées Kopf und sagte:

„Peter, ach hättest du recht, und wären die Engländer in Wirklichkeit so geschlagen! Aber, ach! diese Freude wird uns noch lange nicht werden, noch lange nicht."

Während Johanna noch redete, kam ein junger Bursche den Hügel herauf. Er näherte sich dem Mädchen von rückwärts, um sie, wie er hoffte, zu überraschen, sie wohl gar ein wenig zu erschrecken, aber Johanna drehte sich, als er eben leise auf den Zehen herangeschlichen kam um und empfing ihn mit den Worten:

„Robert, laßt diese Dummheiten! Ihr wißt, daß ich nicht dazu aufgelegt bin.“

Der Bursche lachte und schien sich um diese Rede nicht weiter zu kümmern, denn er gab zur Antwort:

„Johanna, ich bin ebendeswegen heraufgekommen, um Euch ein wenig die Grillen zu vertreiben. Ihr werdet ja ganz trübsinnig; in der letzten Zeit habe ich Euch überhaupt nicht einmal mehr lachen sehen. Kommt, seid lustig, heiter, singt, tanzt!“

Sie warf ihm einen ernsten, strafenden Blick zu.

„Pfui, Robert, so zu reden. Wie könnt Ihr heiterer Dinge sein, während so viel Jammer und Elend unser armes Frankreich heimsucht? Was wollt Ihr denn bei mir? Geht und seht nach euerer Arbeit, auf den Feldern braucht man jetzt Arme und Hände.“

„Pah,“ machte Robert verächtlich, „wofür hat denn mein Vater Dienstboten? Ich bin zu Euch gekommen, um mit Euch zu scherzen, zu plaudern, zu lachen, kurz um Euch die Zeit hübsch vertreiben zu helfen. Ist Euch das nicht lieb?“

Sie kehrte ihm unmutsvoll den Rücken und schwieg.

„Nun, Johanna, ich glaube gar, Ihr wollt die Beleidigte spielen?“ rief Robert geärgert. „Ich dächte, der reichste Bauerssohn in Domremy verdiente wohl eine andere Behandlung. Sobald Ihr mir nicht gleich euer Gesicht zeigt, verlasse ich Euch und . . heirate eine andere.“

Wirklich drehte sich das Mädchen jetzt um und zeigte dem Burschen ihr Gesicht. Aber welche Entrüstung flammte darin! Es war ein edler Zorn, der in ihren Augen loderte, und der Mund drückte alle Verachtung aus, welche sie gegen einen so albernen Schwätzer empfinden konnte. Einen Augenblick maß sie ihn vom Kopf bis zu den Zehen, dann schleuderte sie ihm die Worte zu:

„Was wollt Ihr von mir? Ihr seid Robert Epinal, der reichste Bauerssohn von Domremy, wie Ihr sagt — und ich bin Johanna d'Arc, das ärmste Mädchen von Domremy. Heiratet, wen Ihr wollt, aber nur mich nicht. Ich habe an bessere Dinge zu denken. Geht lieber nach Orleans zu unserem armen König und helft ihm wider die Engländer streiten."

Der Bursche blickte das Mädchen mit einem gemischten Ausdrucke im Gesichte an. Er war unschlüssig, ob er lachen oder sich ärgern solle. Er that indes das erstere und rief, nachdem er sich zu einem lärmenden Lachen gezwungen hatte, in höhnischem Tone:

„Johanna, ich habe Euch auch etwas zu sagen, es ist ein gescheiter Gedanke. Geht nach Orleans und schlagt die Engländer mit euerem Mund. Die werden laufen bis ans Meer, wenn sie Euch reden hören, und Ihr werdet König Karl und Frankreich gerettet haben! Ha, ha, ha!"

„Elender, ich verachte dich!" warf ihm Johanna entrüstet zu und ging hinweg. Der Bursche sah ihr mit verblüfftem Gesichte nach.

Sie schritt den sanft abfallenden Hügel hinab. Dort weideten einige Schafe; es war ihres Vaters Eigentum. Sie lehnte sich an eine der alten knorrigen Eichen und weinte.

Ihr Bruder Renée, der sich während ihres Gespräches mit Robert ein wenig entfernt hatte, um nach der Schar der Spielgenossen zu sehen, kam jetzt zurück. Als er die Schwester in solche Betrübnis versunken sah, fragte er:

„Hat dir Robert Epinal etwas zuleide gethan? Dann werd' ich ihn dafür züchtigen.“

Und der Kleine schwang den buchenen Stock, den er wie ein Schwert mittels eines Riemens um die Lenden gebunden hatte.

„Sei ruhig, Bruder,“ mahnte Johanna, sich die Thräne abwischend, „er hat mir nichts gethan. Geh' zu deinen Kameraden und spiele mit ihnen . . Sieh' dort, ich glaube gar, die Engländer kehren zurück und greifen die Franzosen an . . Geh', beeile dich, Renée, deine Soldaten werden sonst geschlagen und das wäre eine Schande, eine große Schande für dich.“

Sie blickte mit erregtem Auge ins Thal hinab, in welches jetzt der kleine Bruder, mit hochgeschwungenem Stocke, behende enteilte.

Plötzlich sank das Mädchen auf die Kniee nieder; sie streckte die Hände gegen Himmel und von ihren Lippen drang es in deutlich gesprochenem Gebete:

„O du heiliger Erzengel Michael, der du mir einst vor sieben Jahren, als ich noch ein Kind war,

im Garten meines Vaters erschienen bist und mich aufgemuntert hast, zu meinem Könige als Helferin zu eilen — gieb mir jetzt Kraft und Stärke, um das zu vollbringen, was ich als die Aufgabe meines Lebens erkenne. O ihr Heiligen alle, die ihr mir so oft erschienen seid, wenn ich hier auf diesem Hügel die Herde gehütet habe, seid mit mir und segnet mich, damit mein armer König das Reich wieder gewinne. Segnet meine Landsleute im Kampfe gegen ihre Feinde, segnet mich, wenn ich bald das väterliche Haus verlassen werde, um das zu thun, was mir Gott zu thun befohlen hat."

Sie schwieg und fuhr fort, ihre Blicke nach oben zu richten. Da schlug ein rohes Lachen an ihr Ohr und die spöttische Rede:

„Viel Glück mit auf den Weg, Johanna, Marschallin von Frankreich. Grüßt mir König Karl recht schön und besiegt mir fein die Engländer bald."

Es war Robert Epinal.

Johanna blieb unbeweglich im Gebete. Sie achtete den frechen Spötter nicht. Als sie sich endlich erhob, da sah sie sich allein bei ihrer Herde.

Jetzt kam der Bruder wieder zurück. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Sieh', Schwester," rief er in hellem Jubel, „die Engländer sind besiegt und gefangen, alle sind sie gefangen! Habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Renée d'Arc ist ein Feldherr, nicht

wahr? Glaubst du, daß mich unser lieber König brauchen könnte?"

Johanna lächelte. Sie blickte dem Bruder ins Antlitz.

„Wenn du erst einmal größer bist, dann wird dich der König gern in sein Heer aufnehmen," sagte sie zu dem kleinen Helden. „Jetzt aber bist du noch nicht groß und stark genug!"

„Aber wenn ich so groß bin wie du, dann kann ich schon unter die Soldaten gehen, nicht wahr, Schwester? Getrautest du dir in die Schlacht zu ziehen, Johanna?"

Sie sah ihn mit wundersamem Blicke an. Ihr Antlitz leuchtete.

„Ich getraue mir, Renée," sagte sie mit hohem Ernste, „und ich . . ."

Sie stockte.

„Was wolltest du denn sagen, Johanna?" drängte der wißbegierige Bruder.

„Ich wollte sagen, daß ich Frankreich und den König noch retten werde."

„Du . . . du . . . Schwester?" that Renée erstaunt. „Aber du bist ja nur ein Mädchen. Und wie kannst du denn Frankreich retten, wenn es nicht einmal die tapferen Soldaten unseres guten Königs können?"

„Sei ruhig, Renée, du verstehst mich nicht," antwortete Johanna, rasch das Gespräch abbrechend, „sieh', dort kommt der Vater in Eile gelaufen. Was es nur geben mag?"

Drittes Kapitel.

In Hast kam jetzt wirklich ein ältlicher Mann den Hügel herauf. Es war Jakob d'Arc. Sein Gesicht war erhitzt, der Schweiß rann ihm in dicken Tropfen von der Stirne. Keuchend hob sich seine Brust und rang nach Atem, als er jetzt vor seinen beiden Kindern stand.

„Was giebt es, Vater?“ forschte Johanna.

„Gleich, Kind, laß ... mich ... zuerst ein wenig zu Atem kommen ... der Schrecken ... steckt mir noch immer in den Gliedern.“

Er sank auf einen alten Baumstrunk nieder und wischte sich die heiße, dampfende Stirne ab. Erwartungsvoll hingen Johannas Blicke an dem Vater. Endlich begann dieser.

„Eine schlimme Kunde ist soeben im Dorfe angelangt. Ein burgundischer Kriegshaufe naht sengend und brennend unserer Gegend. Vielleicht ist die Rotte schon in wenigen Stunden in Domremy. Wir müssen uns flüchten und unsere Habe zu retten suchen, soviel zu retten ist.“

Johanna hörte den Vater ruhig an.

„Sie werden uns nichts thun," versetzte sie mit einer erstaunlichen Zuversicht. „Wir stehen in Gottes Hand."

„Du schwätzest thöricht, Johanna," versetzte Jakob d'Arc mißmutig. „Gott wird uns freilich schützen, aber er verlangt von uns, daß wir uns nicht leichtsinnig in die Gefahr stürzen, sondern auch das Unsrige zu unserer Rettung thun. Du wirst sogleich deine Herde heimtreiben, Tochter," befahl der Vater in entschiedenem Tone.

Johanna erwiderte keine Silbe. Sie stieg zu den Schafen, die unweit von ihr grasten, und sammelte die Tiere, die ihr willig folgten. Renée, der Bruder, war ihr behilflich, dieselben heimzutreiben.

Im Dorfe herrschte die größte Bestürzung. Alles war von Furcht befallen, die Nachricht von dem drohenden Unglücke hatte die Einwohner mit Angst und Schrecken erfüllt. Man sah bereits einzelne Karren, mit Ochsen bespannt, das Dorf verlassen; sie waren mit der besten Habe, welche die Besitzer in der kurzen Zeit zu retten vermocht hatten, beladen. Andere Flüchtlinge trugen ihr geringes Besitztum auf dem Rücken hinweg in die benachbarten Wälder. Es war ein jammervoller Anblick, die Weiber weinten und riefen den Himmel um Erbarmen an, die Kinder schrieen und heulten, die Männer verwünschten den Herzog von Burgund und sein Raubgesindel.

Johanna allein bewahrte die Ruhe einer Heldin. Kein klagender Ton entwich von ihren

Lippen, keine Thräne quoll aus ihren Augen; starkherzig tröstete sie ihre kleinen Geschwisterte, vier an der Zahl, von denen Renée an Mut seiner ältesten Schwester am nächsten stand, sie half der Mutter die geringe Habe an Kleidern, Betten und Hausgeräte auf einen Karren verladen; dann sah sie zu ihren Lieblingen, den Schafen. Diese wollte sie auf jeden Fall in Sicherheit bringen.

Endlich machte sich die fliehende Familie auf den Weg. Der Vater lenkte das Gefährte, die Mutter, krank und schwach, saß auf dem Karren, Johanna mit den Geschwisterten trieben die kleine Herde hinterher.

Schon hatten sie das Ende des Dorfes erreicht, da bemerkte Johanna eine männliche Gestalt am Wege. Es war Robert Epinal. Er lächelte schadenfroh dem Mädchen ins Gesicht und rief ihm zu:

„Glückliche Reise, tapfere Johanna. Geht da der Weg zu König Karls Heer? Habt doch ein wenig Erbarmen mit den Engländern und schlagt sie nicht alle auf einmal tot. Es wäre doch schade!“

„Niederträchtiger!“ antwortete ihm Johanna im Vorübergehen. „Du bist ein Verräter an der Sache unseres Königs und hältst es mit den Burgundern, ich durchschaue dich. Warum flieht ihr denn nicht?“

„Ha, ha, ha, du hast recht, ruhmvolle Heldin,“ spottete Robert. „Die Epinals halten es mit dem stärkeren Herrn und das ist der Burgunderherzog.

Nochmals viel Glück auf die Reise und gegen die Engländer!"

Er verschwand hohnlachend hinter dem Gebüsche, welches sein väterliches Gehöfte umzog.

Die Eltern Johannas hatten diesen kleinen Vorgang nicht bemerkt. Nur Renée war er nicht entgangen.

„Schwester," raunte er dieser zu, „Robert soll mir doch noch einmal büßen für seine abscheuliche Zunge. Warte nur, bis ich groß und ein Mann bin."

Johanna nickte stumm. Ihre Gedanken enteilten in diesem Augenblicke weit, weit hinweg.

Die Familie Arc erreichte mit anderen Flüchtlingen nach einem anstrengenden Wege das lothringische Städtchen Neufchateau, dessen starke, von Türmen bewehrte Mauern den armen Landleuten genügenden Schutz vor allen räuberischen Überfällen versprachen.

Jakob d'Arc mietete sich und die Seinigen bei einer gewissen Frau Carineau ein, deren Haus und Hof geräumig genug war, um ihnen, sowie den Tieren, Aufnahme zu gewähren.

Der Aufenthalt in Neufchateau brachte in die Lebensweise Johannas keine Änderung. Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft trieb sie in gewohnter Weise die Herde auf die Weide. Dennoch schien ihr etwas zu fehlen, ein geheimes Leid sie täglich blasser zu machen. Sie wurde fast krank.

Die besorgten Eltern drangen in ihr Kind, zu gestehen, was ihr sei.

„Ich habe Heimweh, so viel Heimweh nach Domremy,“ gestand Johanna mit leichtem Erröten.

Der ehrliche Jakob blickte sein Weib mit verständnisvollem Zunicken an. Sein Gedanke galt dem jungen Epinal, dem Sohne des Nachbars.

„Du denkst an Robert,“ äußerte der Vater mit mildem Tone.

„Und sehnst dich nach ihm,“ fügte die Mutter hinzu.

Da schoß eine tiefe Blutwelle in Johannas Gesicht.

„Wie könnt ihr so von mir denken, Vater, Mutter,“ sagte sie mit einer Geberde des Abscheues. „Ich mich nach Robert Epinal sehnen, dessen ganze Familie es mit dem Herzog von Burgund hält? Nein! nie! nie! Aber ich habe dennoch Heimweh nach unserem schönen Domremy, nach meiner hübschen Waldkapelle und nach der schattigen Feenbuche. Ich meine, ohne sie nicht länger mehr leben zu können. Ich bitte euch, laßt uns wieder zurückkehren!“

Der Vater vertröstete Johanna auf bessere Zeiten; sobald man sichere Nachrichten habe, daß der Feind aus der Gegend von Domremy verschwunden sei, werde man aufbrechen und heimkehren.

Es schien, als wolle der Himmel selbst die Sehnsucht Johannas nach den blumigen Hügeln ihrer Heimat stillen. Nach ungefähr fünf Tagen traf die Kunde ein, die Burgunder hätten Domremy wieder geräumt.

Johanna frohlockte. Alle Trauer, alle Krankheit war mit Einem Schlage verschwunden, die Röte auf ihrem Antlitze zeigte sich wieder und ihre Augen leuchteten von Freude belebt.

Die Familie Arc kehrte nach Domremy zurück, wo die Burgunder zwar arg gehaust, aber die Häuser doch nicht in Brand gesteckt hatten, wie man gefürchtet hatte.

Eine der ersten Persönlichkeiten, welche nach der Ankunft der Flüchtlinge das Haus Arcs betrat, war des Nachtbars Sohn, Robert. Er begrüßte die Zurückgekehrten und sagte, es wäre nicht nötig gewesen, ihr Heil in der Flucht zu suchen; er selbst habe dafür Sorge getragen, daß in ihrem Hause von den burgundischen Reitern nichts beschädigt worden sei.

Johanna war nicht zugegen. Sie befand sich bereits wieder mit ihrer Herde auf dem Hügel draußen und hatte keine Ahnung von dem, was in ihrem elterlichen Hause vor sich ging.

Vater Arc dankte dem jungen Nachbar für seine Sorge, die er seinem Häuschen zugewendet habe.

„Wo ist euere Tochter, Arc?“ fragte Robert.

„Da braucht Ihr nicht erst zu fragen, Robert. Auf dem Hügel, wo sie immer ist . . . Ich weiß nicht, was das Mädchen seit einiger Zeit hat, sie ist so tiefsinnig, redet nicht viel und läßt den Kopf hängen. In Neufchateau wurde sie uns gar krank, sie sagte, das Heimweh sei schuld daran.“

Robert blickte dem Vater geheimnisvoll ins Gesicht.

„Das kann ich Euch sagen, Nachbar,“ sprach er, „denn ich hab's gehört, mit meinen eigenen Ohren. Es ist ihr in den Kopf gestiegen scheint's, daß sie ein Soldat werden müsse, um die Engländer schlagen zu helfen. Ich sag' Euch, Arc, habt ein Auge auf euere Johanna, sonst läuft sie Euch bei Nacht und Nebel mit den Kriegsleuten davon.“

„Du grundgütiger Himmel!“ rief der ehrliche Landmann. „Wenn das geschähe, ich wüßte mir nicht zu helfen vor Leid!“

Eben kam die Mutter Johannas zur Thüre herein. Auch sie brach in Klagen aus, als sie von ihrem Manne vernahm, um was es sich handle.

„Ich wüßte wohl, was dagegen gut wäre, gegen das Davonlaufen nämlich,“ äußerte Robert. „Und ich mein's auch ehrlich mit euerer Tochter; aber ich weiß nicht, sie ist mir nimmer so gut wie früher, sie giebt mir immer so harte Reden, wenn ich . . .“

„Ja, ja,“ fiel Isabella Arc dem Burschen eilig in die Rede, „ich weiß, was Ihr sagen wollt, Robert. Für unsere Johanna wäre das freilich ein Glück, und für uns auch, wenn sie einen so reichen Mann bekäme.“

„Nicht wahr, Mutter Arc?“ machte Robert lebhaft. „Ich bin der reichste Bursche in ganz Domremy oder eigentlich in der ganzen Pfarre Greux; erst jüngst hat mir unser Mesner Perrin gesagt, er würde sich gar nicht König von Frankreich zu sein verlangen, wenn er den Hof Epinal

und das Geld bekäme, das ich von meinem Vater erbe."

„Habt Ihr denn niemals zu unserer Tochter von eueren ernsten Absichten gesprochen?" fragte Jakob d'Arc.

Der Bursche zögerte ein wenig; er wurde verlegen.

„Freilich hab' ich das, und einmal . . . einmal . . . aber das ist schon lange her . . . hat sie sogar gesagt, sie wolle Frau Epinal werden."

„Was? das hat sie gesagt, unsere Johanna?" fiel der Bauer hurtig ein. „Seht, dann haben wir's ja schon gewonnen, lieber Nachbar. Sie hat Euch ein Ehegelöbnis gemacht und so kann sie das geistliche Gericht in Toul zwingen, es zu halten. Versteht Ihr, Robert?"

Der junge Epinal nickte.

„Und was soll ich thun, Vater Arc?"

„Nach Toul gehen, natürlich, und dort beim bischöflichen Gericht euere Sache vorbringen. Ich habe einen weitläufigen Verwandten im Touler Domkapitel, an den wendet Euch getrost — und die Sache wird so ausfallen, wie Ihr und wir sie wünschen."

Robert rieb sich vergnügt die Hände.

„O, wenn es weiter nichts ist," meinte er, „nach Toul gehe ich schon. Gleich morgen werde ich unseren besten Gaul satteln und nach Toul reiten."

Jakob d'Arc nannte dem eifrigen Burschen den Namen des Domherrn, zu dem er verwandt sei,

und wünschte ihm Glück und Segen zu seinem Vorhaben.

Wirklich begab sich der junge Epinal in der Frühe des anderen Tags auf den Weg nach der alten Bischofsstadt Toul.

Zwei Tage später, als Robert bereits zurückgekehrt war, ließ der Pfarrer von Greux den guten Jakob d'Arc zu sich bescheiden und eröffnete ihm, seine Tochter Johanna sei von dem bischöflichen Gerichte nach Toul geladen und müsse sich dorthin alsbald verfügen, um sich wegen eines gewissen Ehegelöbnisses zu verantworten.

Der Bauer begab sich vom Pfarrhause weg sogleich zu seiner Tochter, welche bei der Ankunft ihres Vaters eben unter der alten Feenbuche saß und ihren Gedanken nachhing. Johanna erschrak nicht wenig, als sie vernahm, weswegen sie vor die geistliche Behörde beschieden sei.

„Du wirst dich sogleich auf den Weg machen, Johanna," sagte der Vater. „Ich will, daß diese schlimme Angelegenheit sobald als möglich erledigt werde."

Jakob d'Arc gab sich den Anschein, als sei er über seine Tochter erbost. Im Grunde des Herzens aber wünschte er nichts sehnlicher, als daß das Urteil des geistlichen Gerichts sie zwingen möge, den jungen Epinal zu ehelichen, obschon Johanna unter Thränen erklärte, nie dem jungen Nachbar ein solches Versprechen gegeben zu haben.

Johanna ging nach Toul, nicht ohne den Trost

mit sich zu nehmen, daß die heilige Jungfrau ihre Sache führen und ihr beistehen werde.

Und so geschah es auch.

Johanna sagte vor dem bischöflichen Gerichte eidlich aus, daß sie nie ein Eheversprechen gegeben habe, noch auch zu geben je willens gewesen sei.

Die geistliche Behörde sprach Johanna frei und ledig von jeglicher Verpflichtung.

Viertes Kapitel.

Die Eltern Johannas waren mit dem Ausgange der Sache höchst unzufrieden, denn obschon sie gute, fromme Menschen waren, wünschten sie sich doch einen vermöglichen Eidam. Robert war wütend, daß seine Lüge keine bessere Frucht getragen habe; aber er konnte nichts thun, als sich in das Unabänderliche fügen.

Einige Tage später trat Johanna vor ihre Eltern und äußerte, sie wünsche ihren Oheim Durand Laxart zu besuchen. Dieser lebte als Bauer zwischen Domremy und Vaucouleurs.

Johanna erhielt die erbetene Erlaubnis, von der sich ihre Eltern eine heilsame Wirkung auf das Gemüt ihrer Tochter versprachen.

Oheim Laxart und dessen Frau empfingen Johanna mit vieler Freude, denn beide hatten das Mädchen von jeher gern gehabt. Johanna half der Ehefrau Laxarts im Hauswesen und machte sich überall, wo es nur anging, nützlich.

Eines Tages nahm das Mädchen ihren Onkel beiseite.

„Onkel Laxart,“ begann sie, „ich habe mit dir Wichtiges zu reden. Aber du mußt mir hoch und teuer geloben, keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was ich dir anvertraue.“

Der gute Mann versprach es ohne Zögern, und fragte voll Neugierde, was ihm denn seine Nichte zu gestehen habe.

„Oheim,“ sagte Johanna, „du weißt, welches Unglück auf unserem Vaterlande lastet und wie die Engländer und die Burgunder in seinem Fleische wüten. Aber höre, lieber Oheim! Frankreichs Prüfung wird bald beendet sein, denn — höre — Gott hat mir, ja mir, den Befehl gegeben, Frankreich zu retten und dem Könige Karl die Krone aufs Haupt zu setzen.“

Der gute Onkel Laxart blickte das Mädchen voll Erstaunen an und schüttelte über die seltsamen Worte desselben den Kopf.

Zuletzt lächelte er mitleidig und sagte:

„Johanna, du bist eine Träumerin. Laß diese Gedanken, sie taugen nicht für dein Gehirn.“

„Ich bin keine Träumerin,“ erklärte Johanna fest und überzeugt. „Höre mich nur an, Onkel. Es ist jetzt sieben Jahre, als ich mich um die Mittagsstunde in unserem Garten befand. Auf einmal war's mir, als hörte ich eine Stimme, die von der Kirche herkam. Ich blickte hin und eine hellglänzende Gestalt stand vor mir. Sie hatte Flügel und war von einem goldenen Scheine umgeben, auch begleiteten sie viele Engel. Es war der Erzengel Michael. Dreimal sprach er zu mir

und ich hatte anfangs große Furcht. Doch der Engel sagte mir, ich solle nur immer brav bleiben und fleißig beten, ich werde dereinst meinem Könige Hilfe bringen. Auch verhieß er mir, daß die heilige Katharina und die heilige Margareta zu mir kommen würden, um mir noch Näheres zu sagen. Und so geschah es auch, Onkel Laxart. Die heiligen Frauen erschienen mir bald darauf und befahlen mir, mich nach Vaucouleurs zu dem königlichen Kapitän Robert von Baudricourt zu begeben. Ich möge mich nur nicht einschüchtern lassen, wenn er mich öfters zurückweise und wohl gar rauh behandle, zuletzt werde er mich doch durch Leute zum Könige nach Orleans bringen lassen und dort werde ich die Belagerung aufheben. Ich sagte zwar zu den heiligen Frauen, ich sei nur ein armes Kind, könne weder reiten noch auch ein Schwert führen, sie aber antworteten mir, ich brauche bloß meine Fahne mutig vorantragen und Gott werde mit mir sein. Die Heiligen befahlen mir zwar nicht, die Sache für mich zu behalten, sondern überließen es mir, ob ich sie meinen Eltern mitteilen wolle oder nicht; aber ich wagte nicht, es ihnen zu sagen. So trage ich mein Geheimnis schon seit meinem dreizehnten Lebensjahr mit mir herum und meine Eltern wissen nur, daß ich großes Verlangen hege, mit den Soldaten nach Orleans zum Könige ziehen zu dürfen. Sie wollen natürlich davon nichts hören und so bin ich jetzt zu dir gekommen, Oheim, daß du mich zum Kapitän nach Vaucouleurs bringen mögest."

Oheim Laxart hatte aufmerksam zugehorcht. Auch lachte er jetzt nicht mehr, redete auch nichts mehr von Träumereien, denn die Ruhe und Sicherheit, womit das Mädchen zu ihm gesprochen hatte, sowie die reine Unschuld ihres Gesichtes machten Eindruck auf sein gläubiges Herz. Zudem erinnerte er sich in diesem Augenblicke einer alten Prophezeiung, nach welcher Frankreich durch eine Frau ins tiefste Elend gestürzt, durch eine Jungfrau aber gerettet werden solle.

„Höre, Johanna," sagte der Onkel, „was ich thun will. Ich werde mich selbst vorher zum Kapitän nach Vaucouleurs begeben, und mit ihm über die Sache reden. Wir wollen sehen, was er dazu sagt."

„Ich danke dir, Oheim," rief das Mädchen erfreut. „Wirst du heute noch gehen?"

„Heute noch," bestätigte Laxart.

Eine halbe Stunde darauf war der gute Mann auch schon auf dem Wege nach dem Städtchen.

Johannas Segenswünsche begleiteten ihn und den ganzen Tag über ging sie klopfenden Herzens umher. Kaum daß sie die Rückkehr des Onkels erwarten konnte.

Endlich kam er. Aber sein Gesicht verkündete nichts Gutes.

„Wie ist dir's gegangen. Was sagte Herr von Baudricourt?" fragte Johanna hastig.

„Mein liebes Mädchen, der Kapitän glaubt nicht an solche Dummheiten. Ja, Dummheiten,

sagte er zu mir. Und noch etwas sagte er, und das trug er mir ganz besonders auf."

„Was, Onkel?"

„Er befahl mir, dir einige ordentliche Ohrfeigen zu geben und dich damit zu deinem Vater heimzuschicken. Du seiest eine Närrin und das beste Mittel dagegen sei eben Ohrfeigen."

„Und wirst du mir sie geben, Onkel?" fragte Johanna in einem Tone, welcher den guten Laxart wider seinen Willen zum Lachen zwang.

„Das werde ich nicht, Johanna, aber du siehst . . ."

„Ja, ich sehe," fiel das Mädchen eifrig dazwischen, „daß die Heiligen recht hatten, indem sie zu mir von den Hindernissen beim Kapitän redeten. Aber gerade das bestärkt mich in meinem Glauben. Höre, Onkel, ich werde selbst nach Vaucouleurs gehen; der Kapitän muß mich anhören. Ich lasse mich durch gar kein Hindernis in der Welt abschrecken."

Ihre Augen glänzten mutig, und auf ihren Zügen lagerte eine männliche Entschlossenheit.

Onkel Laxart aber glaubte jetzt mehr als je an die übernatürliche Sendung des Mädchens und war entschlossen, seiner Nichte um jeden Preis Zutritt beim Herrn von Baudricourt zu verschaffen.

Es war das Fest Christi Himmelfahrt. Herr von Baudricourt, Kapitän des Königs, saß auf seinem Schlosse zu Vaucouleurs. Um ihn saßen verschiedene Edelleute, Barone und Ritter, und

beratschlagten über die gegen die Engländer zu unternehmenden Maßregeln.

„Es fehlt uns an Truppen,“ sagte Herr von Vendomme, ein alter, im Felde ergrauter Haudegen. „Die Engländer stampfen ihre Heere förmlich aus dem Boden; wir können kaum notdürftig die Lücken füllen, welche das Schwert der Feinde und die Krankheiten in unsere Reihen reißen. Am Ende kommt es noch so weit, daß wir die Weiber rüsten müssen.“

Kapitän Baudricourt sah Herrn von Vendomme überrascht an.

„Wissen Sie am Ende auch schon, Herr von Vendomme?“

„Was soll ich wissen? Ich weiß nichts,“ versetzte dieser kopfschüttelnd.

„Von dem närrischen Mädchen, Johanna d'Arc nennt sie sich. Sie ist aus Domremy und hält sich berufen, die Engländer vor Orleans zu vertreiben und den König zu krönen.“

Alles lachte. Nur Herr von Vendomme blieb ernst.

„Gott der Herr bedient sich oft merkwürdiger Werkzeuge zu seinen Zwecken,“ sagte er. „Auch ein Mädchen aus dem Volke kann seinen geheimen Absichten dienen, wenn er Großes erreichen will.“

Ein Diener trat ein. Er meldete Herrn von Baudricourt die Ankunft eines Mädchens, Johanna d'Arc, und ihres Onkels.

Der Kapitän konnte sich einer Gebärde des Unwillens nicht entschlagen.

„Sag' diesen Leuten," befahl er dem Diener, „ich bin nicht gesonnen, mich weiter mit diesem Blödsinn zu beschäftigen."

Da erhob Herr von Vendomme seine Stimme. Er war der Älteste der Anwesenden, sein Ansehen wog schwer.

„Herr von Baudricourt, lassen Sie die beiden eintreten," sagte er freundlichen Tones, „ich möchte das Mädchen doch einmal sehen."

„Wenn Sie es wünschen, Herr von Vendomme, so sei es," entgegnete der Kapitän und erteilte dem Diener die entsprechende Weisung.

Mit gespannten Blicken sahen die Herren auf die Thüre. Jetzt erschien die Gestalt eines ländlich gekleideten Mädchens, hinter ihr die ihres Begleiters.

Einen Augenblick schaute sie über die in ihren Rüstungen glänzenden Versammelten hin, dann schritt sie gerade auf Herrn von Baudricourt los, der sich mitten unter den übrigen Herren befand. Sie hatte ihn noch niemals in ihrem Leben gesehen, aber eine göttliche Eingebung lenkte sie.

„Herr Kapitän," redete sie den erstaunten Edelmann an, „ich bin hier, um Sie zu bitten, mich zum Könige zu schicken. An mich ist der Ruf durch Gottes Heilige ergangen; auf das Geheiß des Herrn bin ich hierher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß König Karl sich wohl halten, aber dem Feinde keine Schlacht liefern möge; denn ehe die Fastenzeit halb vorüber ist, wird ihm Gott

Hilfe schicken. Das Reich gehört meinem Herrn, mein Herr aber will, daß Karl König sei und dieses Reich als ein Lehen von ihm empfange. Die Engländer und Burgunder werden es nicht zu hindern vermögen. Ich selbst werde den König zur Krönung begleiten."

„Du sprichst von deinem Herrn. Wer ist dein Herr?" fragte Kapitän Baudricourt.

„Der König des Himmels," lautete die feierliche Antwort.

Die Würde und Ruhe, welche die Gestalt des schlichten Mädchens begleiteten, machten auf alle Anwesenden einen ganz unverkennbaren Eindruck. Insbesondere ruhten die Augen Herrn von Vendommes mit lebendiger Teilnahme auf ihr. Johanna bemerkte es; sie wandte sich sogleich in bescheidener Haltung, aber in sicherem Tone an den Greis:

„Ich bitte Sie, edler Herr, sich meiner bei Herrn von Baudricourt anzunehmen. Gott hat mich geschickt, ich muß ihm dienen, ich muß seinen heiligen Willen thun zu seiner Ehre, zur Ehre Frankreichs und zum Wohle meines Königs."

„Ich werde thun für dich, meine Tochter, was ich kann," versprach Herr von Vendomme mild und wandte sich mit diesen Worten zu Kapitän Baudricourt.

Dieser aber schüttelte den Kopf.

„Ich für meine Person bin nicht so leichtgläubig," sagte er lächelnd. „Doch werde ich an den König schreiben."

Das war alles, was Johanna einstweilen bezwecken konnte.

Mit Einwilligung ihres Onkels, dessen Glauben an Johanna mehr und mehr wuchs, blieb sie im Städtchen, um bei einer eintreffenden Antwort des Königs gleich in der Nähe zu sein.

Johanna wohnte bei frommen Wagnersleuten, deren volles Vertrauen sie durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit in kürzester Zeit gewann. Die Ehefrau des Wagners war felsenfest überzeugt, daß Johanna wirklich von Gott gesandt sei zur Erlösung Frankreichs. Diese aber bat jeden, mit dem sie in Berührung kam, er möge sie doch zum Könige führen.

„Ich muß zu ihm," sagte sie, „denn mein Herr will es so. Ich habe diese Sendung vom Könige des Himmels; ich werde mich zu ihm begeben und müßte ich auf den Knieen zu ihm hinrutschen."

Aber Tag um Tag verfloß, vom Könige kam keine Antwort, und so mußte sich Johanna unverrichteter Dinge und wehen Herzens zu ihrem Onkel Laxart zurückbegeben.

Doch hier war ihres Bleibens nicht lange.

„Oheim," sprach sie einst zu Laxart, „ich habe keine Ruhe, ich muß fort von hier. Die Zeit ist nahe, die Zeit, in welcher die Verheißungen der Heiligen erfüllt werden sollen — ich muß meine Pflicht thun, die mir Gott auferlegte. Ich werde abermals zu Herrn von Baudricourt gehen."

„Und ich werde dich wieder begleiten," sagte

der gute Laxart eben so bereitwillig wie entschlossen.

Am anderen Tage machten sich die beiden auf den Weg nach Vaucouleurs. Sie trafen dort alles beim alten, Herrn von Baudricourt sogar ungläubiger denn je.

„Laßt mich endlich in Ruhe mit dem tollen Zeug," herrschte er Johanna und ihren Begleiter an. „Wenn uns Gott helfen will, schickt er uns Männer anstatt Weiber."

Johanna verzagte jedoch nicht. Ihr Vertrauen auf ihren von Gott gewollten Beruf überdauerte alle Hindernisse.

Wieder nahm sie ihren Aufenthalt bei den Wagnersleuten. Da erschien hier eines Tages ein vornehmer Edelmann, Namens Johann von Novelapont, zugenannt von Metz. Er begrüßte das Mädchen und sagte:

„Mein Freund Vendomme hat mir von Euch gesagt und Euch an mich empfohlen. Was macht Ihr hier, liebe Tochter? Kann es denn anders sein, als daß der König aus dem Lande gejagt und wir von England unterjocht werden?"

„Ich bin zu Herrn von Baudricourt gekommen," antwortete Johanna mit bekümmertem Tone. „Aber er thut nichts für mich und hört mich nicht an. Und dennoch muß ich, ehe die Fasten zu Ende ist, beim Könige sein und müßte ich mir gleich die Füße weglaufen. Denn kein Mensch in der Welt, weder Könige noch Herzoge können Frankreich wieder retten. Der König hat keine andere

Hilfe als mich. Freilich wäre ich lieber daheim bei meinen armen Eltern und bei meinen Schafen; aber ich muß gehen und den Willen des Herrn vollbringen."

„Wer ist Euer Herr?" fragte der Edelmann.

„Gott im Himmel."

Johann von Novelapont überlegte einige Augenblicke. Endlich ergriff er des Mädchens Hand und sagte im feierlichen Tone:

„So wahr Gott lebt, den Ihr eueren Herrn nennt, führe ich Euch zum Könige."

Und Johanna dankte dem Edelmanne mit Thränen in den Augen.

Fünftes Kapitel.

Von der Behausung der Wagnerseheleute begab sich Herr von Novelapont zu Kapitän Baudricourt.

Nach kurzer Begrüßung der beiden Edelleute, die sich schon seit Jahren kannten, sagte jener:

„Erraten Sie, mein Freund, woher ich komme?“

„Das kann ich nicht erraten.“

„Vom Wagner Alain und . . .“

„Ah,“ machte Herr von Baudricourt und eine Wolke des Unbehagens beschlich sein Gesicht, „haben Sie sich auch das Wundermädchen betrachtet?“

Er sagte dies in einem spöttischen Tone.

„In der That ein wunderbares Mädchen,“ erklärte der Freund mit edlem Ernste. „Sie ist kein gewöhnliches Wesen; jedes Wort aus ihrem Munde, jeder Zug ihres Gesichtes erzählt die Wahrheit dessen, was sie der Welt verkündet. Sie ist eine von Gott Gesandte.“

„Sie glauben das?“ that Baudricourt.

„Ja, ich glaube das und behaupte es gegen jedermann. Warum thun Sie nichts, mein Freund,

für das Mädchen? warum lassen Sie es nicht zum Könige bringen? Karl ist in tausend Nöten. Auch ein Weib kann ihm Trost bereiten, kann seine Zuversicht erhöhen, sein Selbstvertrauen stärken — und schon damit wäre bei dem unentschlossenen Wesen Karls für ihn selbst und für das Land viel gewonnen."

Herr von Baudricourt schwieg. Der Eintritt eines Dieners riß ihn aus seinen Gedanken. Dieser überreichte ein mit großen Siegeln bedecktes Schreiben.

„Vom Könige," rief Baudricourt und winkte dem Diener abzutreten. Er öffnete und las. Seine Züge nahmen den Ausdruck der Verwunderung an. Er überreichte dem Freunde das Schreiben.

„Hier, lesen Sie! Karl befiehlt, das Mädchen von Domremy an seinen Hof zu bringen."

„Gott sei gedankt!" rief Johann von Novelapont feurig. „Und ich werde sie dahin begleiten! Gestatten Sie, mein Freund, daß ich Johanna von dem Bescheide des Königs in Kenntnis setze?"

„Gewiß. Sagen Sie ihr aber zugleich, sie möge sich ohne Säumen zu mir verfügen."

Herr von Novelapont schied.

Schon bei seinem Eintritte in die Stube der biederen Wagnersleute fiel Johanna der freudige Blick des Edelmannes auf.

„Sie haben gute Nachricht für mich?" rief sie erregt.

„Ja. Der König befiehlt, man möge Euch,

Johanna, zu ihm bringen. Herr von Baudricourt läßt Euch sofort zu sich bescheiden.“

Ein Freudenausruf entstürzte Johannas Mund. Sie sank auf die Kniee nieder und verrichtete ein inbrünstiges Dankgebet. Dann erhob sie sich, um zu Herrn von Baudricourt zu gehen.

Von dieser Stunde an schien Johanna in ein neues Leben getreten zu sein. Aller Trübsinn und Gram war von ihr gewichen, jetzt zweifelte sie nicht mehr an dem Erfolge ihrer Sendung. Und selbst diejenigen, welche bisher mit ungläubigem Spott das Bestreben der Jungfrau beobachtet hatten, änderten ihr Benehmen; sie wurden jetzt eben so begeisterte Anhänger Johannas, als sie vorher deren Gegner gewesen waren. Namentlich eiferte Herr von Baudricourt, seine frühere unfreundliche Gesinnung wett zu machen.

Am begeistertsten war ihr Oheim und die Wagnerschen Eheleute Alain. Jakob Alain und der ehrliche Laxart steuerten zusammen, um für Johanna ein Roß zu kaufen.

Während Johanna und ihre Freunde mit den Vorbereitungen zur Reise an den Hof des Königs beschäftigt waren, kam eines Tages ein jugendlicher Reiter im Städtchen Vaucouleurs an.

„Wo ist der Wagner Alain?“ fragte er die Leute, die ihm begegneten.

Sie wiesen ihm den Weg; bald hielt er sein Roß vor dem Hause. Der Reiter, weit mehr Knabe als Jüngling, glitt vom Pferde und betrat die Hausflur. Da ertönte eine Stimme an sein Ohr:

„Peter! Peter! lieber Bruder!“

Und Johanna lag weinend vor Freude an der Brust Peters, ihres Lieblingsbruders.

Die Geschwisterte traten in die Stube; auch hier wurde Peter in überaus herzlicher Weise empfangen. Da gab es nun zu reden, zu erzählen und zu fragen.

Johanna erkundigte sich nach ihren Eltern und Geschwisterten. Sie hatte jenen unlängst schreiben lassen — denn sie selbst war weder des Lesens noch Schreibens kundig — sie möchten ihr verzeihen, daß sie ohne ihr Wissen und ohne ihre Erlaubnis so gehandelt habe; aber sie habe eben nicht anders können; sie möchten sich mit ihr freuen, daß sie gewürdigt werde, Frankreich zu retten.

„Vater und Mutter haben,“ antwortete jetzt Peter auf die Erkundigung Johannas, „viel geweint, als sie deinen Entschluß erfahren haben; sie lassen dich tausendmal grüßen und segnen. Sie haben mir erlaubt, dich auf deiner Reise zum Könige zu begleiten und du hast nichts dagegen, nicht wahr, Schwester?“

„Gewiß nicht, Peter, lieber Bruder,“ sagte sie innig erfreut.

„Und auch die Engländer darf ich schlagen helfen?“

„Dazu bist du doch zu jung, Peter,“ meinte Johanna lächelnd. „Aber wir werden schon sehen, was weiter geschieht. In einigen Tagen werden wir reisen.“

Als Tag der Abreise hatte Johanna den

Sonntag, den 13. Februar des Jahres 1429, bestimmt.

Nach dem Gottesdienste legte sie ihre weibliche Kleidung ab und zog Ritterkleidung an. Sie wußte, daß sie auf diese Weise besser geschützt sei.

Herr von Baudricourt schenkte ihr dazu ein schönes Schwert.

Es war ein schmerzliches Abschiednehmen zwischen Johanna und ihrem Oheim und den braven Wagnersleuten. Das heldenhafte Mädchen, sonst so stark, konnte sich hier gleichwohl der Thränen nicht enthalten; noch mehr aber weinten ihre zurückbleibenden Freunde, als sie jetzt vor dem Hause Jakob Alains ihr Roß bestieg. Viel Volk stand im Kreise umher. Ausrufe des Staunens erhoben sich in der Menge, daß ein junges Mädchen zu einem so kühnen Ritte sich verstehen könne, denn der Weg war nicht nur weit und fast hundertfünfzig Stunden lang, sondern führte auch größtenteils durch dichte Wälder, über gefrorene Sümpfe und durch Flüsse. Die Straßen mußten aber gemieden werden, weil die Engländer und die Burgunder dieselben besetzt hielten.

Ein Greis trat an Johanna heran und fragte sie verwundert:

„Wie könnt Ihr nur so fortreisen? Überall streifen ja Haufen feindlicher Kriegsleute durch das Land.“

Die Heldenjungfrau antwortete:

„Ich fürchte mich vor den Kriegsleuten nicht; denn ich habe Gott, meinen Herrn, der wird mir

den Weg bereiten bis hin zu meinem König. Für dieses Geschäft wurde ich geboren."

Auch Robert von Baudricourt befand sich unter den Anwesenden. Er reichte Johanna freundlich zum Abschiede die Hand und sagte:

„So ziehe denn hin, werde daraus, was nur immer."

Johanna trieb ihr Roß langsam vorwärts.

„Gott segne Euch, Johanna. Die Muttergottes schütze Euch," so riefen ihr die Freunde zum Abschiede nach. Bewundernd folgten ihr die Blicke der Menge, die es nicht zu begreifen vermochte, wie das junge Mädchen einen so weiten, gefährlichen Weg ohne das geringste Zeichen von Besorgnis oder Angst wagen konnte.

Indes war Johanna nicht ganz allein. Ihr Gefolge bestand aus ihrem Bruder Peter, aus zwei Edelleuten: Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, jeder von einem Knechte begleitet. Auch der Bote des Königs und ein Knappe ritt mit.

Allmählich versanken die Türme und Mauern des Städtchens hinter der kleinen Reisegesellschaft. Noch manchen Blick that Johanna zurück und wohl mag sie dabei der Gedanke beschlichen haben: werde ich diesen Ort und seine guten Menschen wiedersehen?

Die Knechte und der Knappe blieben absichtlich hinter Johanna und den Edelleuten zurück. Diese Leute hatten sich schon längst verständnisvolle Blicke zugeworfen. Auf ihren Gesichtern lag es wie Furcht und ungewisses Bangen. Endlich

fing einer der Knechte, Namens François, zu reden an:

„Ich weiß nicht, aber mir ist zu Mute, als ob es mit dieser Weibsperson nicht so recht sauber wär'. Ich traue ihr nicht und ich fürchte, wir sitzen da in einer bösen Geschichte. Straf' mich Gott, wenn diese Johanna keine Hexe oder Verrückte ist."

„Ja," bestätigte der andere Knecht, „ich hab' mir auch schon solche Gedanken gemacht. Wer weiß, was sie mit uns im Schilde führt. Meine Großmutter hat mir schon so viel gruselige Geschichten von Hexen erzählt, daß ich dieses Weib auch für eine Unholdin halte. Wenn sie uns nur nicht in Wehrwölfe oder in ähnliches Getier verzaubert."

„Am besten möcht's wohl sein, wir würden sie packen und in ein Gefängnis werfen lassen," schlug der Knappe vor. „Ich hab' verdammt wenig Lust, mir von den Engländern oder den Burgundern den Hals brechen zu lassen. Von dem Raubgesindel, das allerorten die Wege unsicher macht, will ich noch gar nicht reden."

„Wenn sie nicht gar so sauber im Gesichte wär'," meinte François, „dann . . ."

In diesem Augenblicke sah sich Johanna, die einige hundert Schritte vorausritt, nach den Knechten um. War dies Zufall oder Absicht — gleichviel, die Kraft ihres Blickes traf die drei Reitenden mit gleicher Gewalt. Als wie auf ein gegebenes Zeichen setzten sie ihre Pferde in

Galopp und eilten ihren Herren und der Jungfrau nach.

Bessere Gesinnung für Johanna hegten die beiden Edelleute, die ihr zum Schutze beigegeben waren. Zudem waren sie von Herrn von Baudricourt eidlich verpflichtet worden, Johanna heil und wohlbehalten an den königlichen Hof zu bringen.

Aber auch die rohen Knechte änderten ihre Ansicht über das Mädchen bald. Johannas Benehmen auf der ganzen Reise war ein derartig erbauliches und frommes, daß selbst die rohesten Gemüter beeinflußt werden mußten; sie bewies durch ihr Reden und Handeln, daß sie weder eine Hexe noch eine Wahnwitzige sei.

Die Reise war lang und beschwerlich; sie ging durch die Champagne, Burgund, durch das Nivernois, Berry und die Touraine. Die Wege waren voll Schnee und Eis und häufig durch die Feinde unsicher gemacht; die Reisenden mußten daher oft geheime Pfade aufsuchen, die über steile Höhen, durch dichte Wälder und eiskalte Ströme führten. Erst die sinkende Nacht pflegte die ersehnte Ruhe zu bringen; aber selbst da mußte man sich aus Vorsicht in kleinen, von der Heerstraße weit entlegenen Dörfern aufhalten.

So verstrichen elf Tage.

Wie froh waren die Edelleute, wie glücklich Johanna selbst, als man nach so vielen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren endlich nach Fierbois kam. Damit hatte man die Nähe des königlichen

Hoflagers erreicht, welches in Chinon und nur mehr sechs Stunden entfernt war.

Johannas erster Gang in Fierbois war zur Kirche, wo sie der Himmelskönigin dankte für den Schutz, den sie ihr zu teil hatte werden lassen. An einem einzigen Morgen wohnte das fromme Mädchen drei heiligen Messen bei.

Nach dem Gottesdienste schrieb sie an den König einen Brief, worin sie den Wunsch zum Ausdrucke brachte, nach Chinon kommen zu dürfen; sie werde ihm, nachdem sie einen Weg von hundertfünfzig Stunden zurückgelegt habe, Hilfe bringen; sie sei die Botin erfreulicher Kunde; auch erwähnte sie in ihrem Schreiben ausdrücklich, daß sie den König sogleich von seiner ganzen Umgebung werde unterscheiden können.

Schon nach wenigen Stunden sah sich Johanna im Besitze der königlichen Antwort und der erbetenen Erlaubnis, nach Chinon kommen zu dürfen.

Man kann sich denken, mit welchen freudigen Gefühlen Johanna an demselben Tage noch in Chinon einritt. Nun hatte sie alle Gefahr hinter sich und das heißersehnte Ziel erreicht.

Hatte sie ihr Ziel wirklich erreicht?

Während Johanna das Schloß von Coudray bezog, welches ihr der König zum Aufenthalt angewiesen hatte, rief Karl seine Räte zusammen, um ihre Meinung über die Jungfrau zu vernehmen, ehe er diese selbst vor sich kommen ließ.

„Was haltet ihr von dem Mädchen?“ fragte Karl die weisen und klugen Männer. „Ist sie

wirklich das, was sie zu sein vorgiebt, oder gaukelt ihr vielleicht bloß eine kranke Einbildungskraft wunderliche Dinge vor, oder sollte sie am Ende gar eine Betrügerin sein? Sprecht, die ihr meine Räte seid, und sagt an, was euer Glauben und Dafürhalten ist."

Und die gelehrten und weisen Männer redeten, jeder nach seiner Weise, aber da war keiner, der von der übernatürlichen Sendung des Mädchens überzeugt gewesen wäre.

„Sie ist eine Träumerin," sagte der eine. „Wie kann man denn im Ernste daran glauben, daß ein unbekanntes, einfaches Bauernmädchen ein ganzes Reich zu retten vermöge, nachdem die tapfersten Krieger und besten Feldherren umsonst auf dem Schlachtfelde gefallen sind. Ich sage nicht, die Fremde sei eine Abenteuerin; aber sie ist ein wunderlich veranlagtes Geschöpf, das mit offenen Augen träumt und an die Bilder seiner träumerischen Seele fest glaubt."

„Diese Johanna muß geisteskrank sein," erklärte ein anderer Rat des Königs.

„Meine Ansicht geht dahin, daß der Himmel, wenn er uns helfen will, einen Mann, einen tüchtigen, tapferen Soldaten und Feldherrn senden wird, nicht aber ein Landmädchen, das weiter nichts versteht, als die Schafe zu hüten."

Also sprach ein dritter.

Und so wurde denn eine geraume Zeit hin und her geredet und man sah deutlich, wie ratlos die klugen, königlichen Räte alle miteinander seien.

Da befahl König Karl, man solle die beiden Edelleute, Johann von Metz und den Herrn von Poulengy, zur Stelle bringen und sie nach allem genau fragen, was sie während der Reise an Johanna beobachtet hätten.

So geschah's. Ein strenges Examen hob nun mit den zwei Männern an und Kreuz- und Querfragen gab es eine Menge. Aber sie widersprachen sich in keinem Punkte und erzählten einfach und mit jener Beredsamkeit, welche die Wahrheit verleiht, was sie wußten und auf der Reise mit Johanna erlebt und gesehen hatten.

Dieser Bericht blieb auf die königlichen Räte nicht ohne Wirkung. Es wurden Stimmen laut, welche meinten, man solle das Wundermädchen mindestens vernehmen. Darauf beschloß man, daß die Geistlichen, welche im Rate des Königs saßen, Johanna vorher über den Zweck ihrer Reise und über ihre Persönlichkeit selbst befragen sollten. Dann werde man schon sehen, was weiter zu geschehen habe.

Die beiden Edelleute brachten Johanna herbei und die Prälaten begannen, sie auszuforschen.

„Ich muß mit dem Könige selbst sprechen," antwortete sie und mehr nicht.

„Aber der König hat uns befohlen, dich zu befragen, Johanna," bedeutete ihr einer der Prälaten.

„Nun, wenn die Sache so ist, so vernehmt, ihr Herren," antwortete Johanna ruhig und furchtlos. „Ich bin hierher gekommen, weil es der

Himmelskönig befohlen hat. Zwei Dinge müssen durch mich erfüllt werden: ich muß Orleans von seinen Feinden befreien und sodann den König in seine gute Stadt Reims zur heiligen Salbung und Krönung führen."

Diese Antwort verwirrte die Räte des Königs noch mehr. Während die einen schlechtweg äußerten, das Mädchen verdiene gar keinen Glauben, forderten die anderen, der König müsse sie wenigstens anhören.

„Der König muß sie selbst sehen und aus ihrem eigenen Munde ihre Rede vernehmen," äußerte Graf von Vendomme in unerschütterlicher Ruhe. Keiner von allen Räten des Königs war so sehr von der Glaubwürdigkeit dessen überzeugt, was Johanna gesprochen hatte, als er; und von nun blieb Herr von Vendomme der besondere Gönner der Jungfrau.

Drei Tage gingen dahin, ehe Johanna die freudige Nachricht erhielt, daß sie nun endlich dem Könige vorgestellt werden sollte. Herr von Vendomme selbst war es, der ihr diese Botschaft überbrachte, wie er auch den Auftrag erhalten hatte, sie vor den König zu führen.

Als Johanna das königliche Schloß betrat, begegnete sie einem Reiter.

„Bist du die feile Dirne, die unseren König behexen will?" rief ihr der Mann mit kecker Zunge zu. „Es giebt keinen Gott, wenn du nicht eine Dirne bist!"

Johanna schleuderte auf den frechen Gesellen

einen lodernden Blick. Dann drohte sie ihm mit erhobener Hand und mit den von heiliger Entrüstung entzündeten Worten:

„Ha, Elender, im Namen Gottes! Du leugnest Gott und bist doch dem Tode nahe!"

Der Reiter antwortete mit einem frechen Gelächter und einem rohen Fluche. Hierauf ritt er durch das Thor des Schlosses hinweg; Johanna aber kehrte sich nicht weiter an ihn, sondern verschwand mit ihrem Begleiter im Portale des Schlosses.

Bereits wob der Abend seine dunklen Schleier um die stolzen Zinnen und Türme von Chinon. In den Sälen des Königsbaues schimmerten Lichter, durch die langgestreckten Gänge huschten prächtig gekleidete Pagen und wandelten geharnischte Ritter.

In einem Vorgemache des königlichen Empfangssaales harrte Johanna. Neben ihr stand der edle Vendomme.

„Hast du Angst, meine Tochter?" fragte er Johanna in freundlichem Tone.

Sie blickte ihn sanft lächelnd an.

„Angst? Nein, Herr von Vendomme, ich weiß nicht, was Angst ist," versetzte sie in ungezwungenem Tone. „Ich sehne mich sogar nach dem Anblick meines Königs und so kann ein anderes Gefühl in mir nicht aufkommen als das der Sehnsucht."

Da öffnete sich die hohe Thüre, welche das Gemach von dem Saale schied. Ein Edelknabe

4*

trat ein, gab dem Grafen ein Zeichen und entfernte sich geräuschlos wieder.

„Es ist Zeit, meine Tochter," sprach Herr von Vendomme, „komm' jetzt, dein König erwartet dich."

Im nächsten Augenblicke stand Johanna in einem von fünfzig Fackeln hell erleuchteten, prächtigen Saale. Wohin sie sah glänzte und sprühte es von Gold und edlem Gestein; fast verwirrten sich ihre Sinne.

Johannas Augen suchten jetzt den König. Prüfend durchflog ihr Blick die Schar der prächtig gekleideten Würdenträger und Ritter, welche sich, mehr als dreihundert an der Zahl, um die Person ihres Herrschers versammelt hatten. Dieser aber trug ein prunkloses Gewand; er hatte sich, von den übrigen entfernt, in unauffälliger Weise auf die Seite gestellt, so daß niemand, der ihn nicht kannte, in ihm den König geahnt hätte. Karl wollte sich überzeugen, ob die Jungfrau, wie sie es in ihrem Briefe an ihn versprochen hatte, ihn von seiner Umgebung sogleich würde unterscheiden können.

Und siehe da! Ohne zu zögern und ohne das mindeste Zeichen von Befangenheit ging Johanna gerade auf den König los. Karl schien freudig überrascht. Mit gütigem Blicke empfing er das wunderbare Mädchen, das schon durch das Äußere für sich einnahm; denn Johanna war von hoher und wohlgeformter Gestalt, sie hatte ein feines, weißes Gesicht und ein Paar dunkle Augen; ihr schönes, reiches Haar hatte sie sich

nach Ritterart kurz und ringsum schneiden lassen. Eindrucksvoller aber als ihre körperliche Gestalt war der hohe Adel, der wie etwas wahrhaft Wunderbares über ihrer ganzen Erscheinung lag.

Johanna neigte jetzt vor dem Könige das Haupt, kniete sich nieder und umschlang seine Kniee.

„Edler König," so redete sie den Monarchen mit ihrer glockenreinen Stimme an, „Gott gebe Euch ein glückliches Leben!"

„Ich bin nicht der König," versetzte Karl, „dort steht er."

Dabei zeigte er auf einen der Würdenträger.

Aber Johanna ließ sich nicht irre machen.

„Im Namen Gottes," sprach sie, „Ihr seid es und kein anderer."

„Wie heißest du? Und was willst du?" fragte Karl, nicht minder erstaunt über die Sicherheit, die in dem Auftreten des Mädchens lag, wie über die Milde und Demut ihres Wesens.

„Ich heiße Johanna die Jungfrau," antwortete die Gefragte, „ich bin hierher gesandt von Gott, um Euch, Hochgeborener Herr, und dem Reiche Hilfe zu bringen. Euch entbietet der himmlische König durch mich, daß Ihr gesalbt und gekrönt sollt werden in der Stadt Reims und daß Ihr ein Statthalter des himmlischen Königs werden sollt, welcher der wahre König von Frankreich ist."

Da beugte sich Karl hernieder und hob das Mädchen auf. Sodann führte er Johanna auf die Seite und richtete in leisem Gespräche eine Menge Fragen an sie.

Was zwischen den beiden geredet wurde, davon erhaschte keiner der Würdenträger und Hofleute eine Silbe. Wohl aber gewahrten alle den hellen Schimmer der Freude, welcher auf dem Antlitze des Königs leuchtete und der ihnen kundthat, mit welchem Vergnügen Karl die Antworten der Jungfrau vernahm.

Besonders entzückte ihn eine Äußerung des wunderbaren Mädchens. Johanna sagte nämlich im Laufe des Gesprächs zu ihm:

„Ich sage Euch von seiten meines Herrn, daß Ihr der wahre Erbe von Frankreich und der Sohn des Königs seid.“

Diese Rede erfüllte Karl VII. nicht bloß mit Entzücken, sondern auch mit aufrichtiger Bewunderung für das Mädchen, welches ihm mit jenen Worten ein Geheimnis geoffenbart hatte, das außer Gott nur ihm selbst bekannt war.

Worin bestand dieses Geheimnis?

Darauf giebt Antwort eine alte Chronik, welche ein gewisser Sola, Hofbäcker des Enkels Karls VII. verfaßt hat und die noch in der Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. In derselben Chronik wird erzählt, Karl VII. habe einst, als er in seiner Bedrängnis fast keinen Rettungsweg mehr ersah, ganz allein in seinem Betkämmerlein mit dem Herzen, nicht mit den Lippen zu Gott gefleht, er möge ihm, wenn er wirklich der wahre Erbe und Sprosse des königlichen Hauses von Frankreich sei, dieses Reich erhalten und beschirmen.

Wie konnte nun Johanna wissen, daß der

König einst dieses Herzensgebet zu Gott emporgesandt hatte? Niemand war ja Zeuge jener Andacht gewesen, nur der Allmächtige allein hatte im Herzen des flehenden Monarchen gelesen.

Um so größer war also das Staunen Karls, als ihm die Jungfrau mit Bezug auf jenes geheime Anliegen sagte, er sei der wahre Erbe Frankreichs.

Der König zweifelte nicht länger mehr, daß Johanna ein außerordentliches Wesen sei. Noch quälte ihn aber der Gedanke, ob der Geist, der aus ihr sprach, ein himmlischer oder nicht vielmehr ein finsterer und böser sei. Solch ein Wahn war für jene Zeit, in welcher selbst die besten Köpfe unter dem Banne des Glaubens an Hexerei und Teufelsbündnisse standen, nichts Auffallendes. Auch Karl vermochte sich von diesem Wahne nicht frei zu machen.

Einstweilen entließ er Johanna mit allen Zeichen seiner Huld und Gnade.

An demselben Abende noch fiel ein Ereignis vor, welches die prophetische Gabe des fremden Wundermädchens in helles Licht stellte.

Eben kehrte Johanna, wieder von Herrn von Vendomme begleitet, in ihre Wohnung nach dem Schloße von Coudray zurück, als sie einem Haufen erregter Leute begegnete, von welchen einige Windlichter trugen. Beim Glaste derselben gewahrte Johanna, daß vier Männer einen leblosen Menschen auf einer Bahre daherbrachten. Indem sie ein wenig näher trat erkannte sie in demselben den

Reiter, welcher sich vor kurzem im Schloßhofe zu Chinon so ungebührlich gegen sie benommen hatte.

„Was ist hier geschehen?“ fragte Graf von Vendomme einen neugierigen Zuschauer.

„Einer von den königlichen Reitknechten hat sein Pferd im Fluß baden wollen. Dabei ist er ins Wasser gestürzt und ertrunken,“ lautete die Antwort des Mannes.

Herr von Vendomme unterdrückte nur mühsam einen Ausruf des Erstaunens. Er erinnerte sich jetzt der ernsten Mahnung, welche Johanna in seiner Gegenwart an den Frevler gerichtet hatte.

„Tochter, in dir wohnt fürwahr ein merkwürdiger Geist,“ sagte er im Weitergehen zu der Jungfrau. „Du bist eine Prophetin.“

Johanna schwieg zu dieser Rede. Herr von Vendomme aber fühlte sich in seinem Glauben an Johannas Sendung nur noch mehr bestärkt.

Die Kunde von diesem Geschehnis, bedeutungsvoll durch die es begleitenden Umstände, machte schnell die Runde und wirkte nicht wenig mit, das Ansehen Johannas bei hoch und nieder zu mehren. Bei den Hofherren stieg die Jungfrau allmählich in Bewunderung und Hochachtung, namentlich auch als sie sahen, daß der König selbst sich mit dem Mädchen bei jeder Gelegenheit in ein Gespräch einließ und es auszeichnete.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Marktplatze von Poitiers war eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. In den Gesichtern aller konnte man Spannung und lebhafte Neugierde lesen; hierin unterschieden sich die Männer nicht von dem weiblichen Geschlechte.

„Die Lothringerin muß jetzt bald erscheinen," sagte ein älterer Bürger zu einem neben ihm stehenden jungen Manne, welcher in bäuerliche Tracht gekleidet war. „Ich stehe schon seit einigen Stunden hier und warte mit den übrigen Leuten auf sie; ich möchte die merkwürdige Jungfrau doch gar zu gern sehen, denn man erzählt sich ganz erstaunliche Dinge."

„Und meint Ihr, daß Karl das Begehren dieses Mädchens erfüllt und es an die Spitze eines Heeres gegen die Engländer stellt?" fragte der junge Landmann.

„Da fragt Ihr mich zu viel, Mann," antwortete der Bürger. „Es hängt alles von dem Gutachten ab, welches die gelehrten Herren von der Hochschule über die Jungfrau geben. Was

die Doktoren und Professoren raten, das wird der König thun."

„Ich meine, diese gescheiten Herren wissen und verstehen eben auch nicht alle Dinge," warf ein anderer Bürger unaufgefordert dazwischen. „Der gute König Karl hat zwar verlangt, die Jungfrau Johanna müsse in dieser Stadt vor einer Versammlung gelehrter Männer der Universität erscheinen, um da auf eine Menge schwieriger Fragen und genauer Untersuchungen zu antworten. Nun ist's aber bekanntlich viel leichter, zu fragen als zu antworten, und ein einziger Narr kann mehr fragen, als zehn gescheite Leute beantworten können. Ist's nicht so?"

„Ja; und man erzählt, daß ihr die überklugen Doktoren und Baccalaureen Fragen sollen vorgelegt haben, die sie wohl selbst kaum beantworten hätten können," flocht der ältere Bürger dazwischen. „Ist schon eine recht große Kunst auch so etwas; als wenn nicht ein jeder Dummkopf die verzwicktesten Fragen thun könnte."

„Ich hab' mir aber sagen lassen," bemerkte der junge Bauer, „daß das Mädchen auf manche Fragen gar scharf geantwortet soll haben."

„Da seid Ihr nicht falsch berichtet," sagte der erste Bürger. „Einem von den gelehrten Herren, einem Limousiner, der ein gar bissiger und ärgerlicher Mann sein soll, und der sie gefragt hat, in welcher Sprache die göttliche Stimme zu ihr rede, hat das Mädchen geantwortet: „In einer besseren als Ihr." Darauf hat sie derselbe gefragt, ob sie

auch an Gott glaube? „Ja, mehr als Ihr.“ Der gelehrte Herr soll es dann aufgegeben haben, sich mit ihr weiter einzulassen.“

Einige der Umstehenden, welche den Worten des Bürgers aufmerksam zugehorcht hatten, brachen jetzt in lautes Gelächter aus. Die Antworten, von welchen sie eben gehört hatten, erlustigten sie.

Plötzlich geriet die Menge in Bewegung.

„Sie kommt! Sie kommt!“ riefen mehrere Stimmen. Es entstand ein Gedränge, alle wollten das wunderbare Mädchen sehen, dessen Name seit einigen Tagen auf den Lippen der Einwohner von Poitiers war.

König Karl hatte nämlich, um recht sicher zu sein, der Johanna befohlen, nach Poitiers zu gehen, wo ein Parlament und eine berühmte Universität sich befand. Hier sollte sie von den gelehrtesten Männern geprüft und ausgefragt werden. Und Johanna gehorchte willig, obschon sie sich der schweren Aufgabe bewußt war, die ihrer in Poitiers harrte. Der König selbst hatte sich dahin verfügt, um dem Gange der Untersuchung beizuwohnen.

Den Vorsitz bei der Versammlung führte der Erzbischof von Reims als Reichskanzler; eine Menge von Doktoren, Professoren und sonstigen gelehrten Männern, sowohl geistlich wie weltlich, waren bei einander, um das einfache Hirtenmädchen zu vernehmen. Und sie machten ihr die Sache keineswegs leicht, denn sie legten ihr so viele Fragen, darunter sehr spitzfindige und schwierige vor, daß es eines gelehrten und klugen Kopfes

bedurft hätte, um sie zur Zufriedenheit aller Versammelten zu beantworten. Johanna aber blieb nicht nur keine Antwort schuldig, sondern jede ihrer Reden setzte die Doktoren und Professoren geradezu in Erstaunen; ein Gelehrter könne nicht besser antworten, meinten sie.

Nun gab es aber auch Männer in der Versammlung, welche sich mit den bewunderungswürdigen Antworten Johannas nicht zufrieden gaben, sondern nach stärkeren Beweisen ihrer Sendung verlangten. Da war einer, der wollte durchaus haben, daß die Jungfrau ein Zeichen verrichte, wodurch es offenbar werde, daß man ihr glauben dürfe; denn Gott wolle es nicht gestatten, daß man ihren Worten allein glaube; auch könne man dem Könige nicht zumuten, ihr auf das bloße Wort hin seine Kriegsleute anzuvertrauen.

Diese Einwendung fand den Beifall sehr vieler der versammelten Herren. Nach ihrem Dafürhalten wäre es auch das Einfachste gewesen, Johanna hätte ihr Sendung durch ein Wunder beglaubigt.

Darauf aber erwiderte ihnen Johanna, sie sei nicht nach Paris gekommen, um Wunder zu thun und Gott zu versuchen.

„Geleitet mich nach Orleans," sagte sie zu der Versammlung, „dort will ich Zeichen verrichten, um derentwillen ich gesandt worden bin. Der König gebe mir Soldaten, ob viel oder wenig, und ich gehe dorthin."

Man kann es einerseits den Professoren

und Doktoren nicht in übel nehmen, daß sie der Jungfrau Johanna derartige Zumutungen stellten und an sie eine Menge schwieriger Fragen richteten. König Karl wünschte es, denn ehe er sich daran wagte, diesem ihm gänzlich unbekannten Mädchen sein Heer anzuvertrauen, in dem er seine letzte Stütze sah, mußte er die unwiderleglichsten und sichersten Beweise für die göttliche Sendung der Jungfrau haben. Er gab sich daher nicht damit zufrieden, die Ansichten der in Poitiers versammelten Gelehrten und Professoren zu vernehmen, sondern er fragte auch noch andere hervorragende Männer seines Reiches um ihre Meinung, ehe er bezüglich des Mädchens Johanna einen bindenden Entschluß faßte.

Während König Karl diese Gutachten der in verschiedenen Teilen des Reiches wohnenden Männer erwartete, dauerten in Poitiers die Untersuchungen bezüglich Johannas fort. Diese fanden bald in ihrer eigenen Wohnung, bald in einem Saale des Parlamenthauses statt.

Von einer dieser langen Sitzungen und Untersuchungen kehrte Johanna eben zurück, als, wie vorhin erzählt wurde, die neugierige Menge ihrer in den Straßen der Stadt harrte.

Als sich der Ruf durch die Menge ergoß: „Sie kommt!“ da geriet der junge Bauer, der sich am Gespräche der beiden Bürger beteiligt hatte, in eine merkliche Aufregung. Ohne auf die unwilligen Äußerungen der Umstehenden zu achten, bahnte er sich mit seinen kräftigen Ellenbogen

einen Weg durch die Leute und nicht eher hielt er still, als bis er ganz vorne in der ersten Reihe stand.

Soeben kam die Jungfrau näher. Ausrufe der Bewunderung, der freudigen Teilnahme stiegen aus der Menge auf und erreichten Johannas Gehör.

„Wie groß und stattlich sie ist!“ lobte hier ein Bürger, ihre schöne Gestalt bewundernd.

„Welch ein feines Gesicht sie hat,“ äußerte neben ihm eine Frau. „Man möchte nicht glauben, daß sie eine Bäuerin ist.“

Derartige Bemerkungen konnte man viele hören. Aber Johanna hatte kein Ohr für sie und kein Auge für die Menge. Begleitet von zwei ehrwürdigen Prälaten, welche sie auf des Königs Geheiß von ihrer Wohnung nach dem Sitzungssaale hin und zurück zu bringen hatten, schritt sie, den Blick zu Boden gesenkt, bescheiden und züchtig einher. Es war unverkennbar, daß die Erscheinung dieses merkwürdigen Mädchens auf die vielen Menschen, die hier zusammengeströmt waren, um sie zu sehen, einen tiefen Eindruck machten. Nicht wenig mochte auch hierzu der ungewohnte Anblick beitragen, den Johannas in ein kriegerisches Gewand gehüllte Gestalt bot.

Jetzt war die Jungfrau der Stelle ganz nahe gekommen, wo der junge Landmann sich befand, der, wie in einer Art Verzückung, unablässig auf sie blickte und für nichts anderes mehr Aufmerksamkeit hatte.

Auf einmal erhob Johanna ihr Haupt. Sie blickte überrascht zur Seite. Sie glaubte deutlich ihren Namen gehört zu haben. Flüchtig glitt ihr Blick über die Reihen hinweg.

„Johanna!" klang es lauter als vorher.

Die Jungfrau sah nach dem Rufenden. Ein halberstickter Laut der Überraschung entfloh ihrem Munde. Dann aber huschte ein Schatten des Unmuts über ihre Züge und sie wandte das Angesicht rasch hinweg. Johanna hatte in dem Rufer einen Bauernburschen und in diesem Robert, den Sohn ihres Nachbars Epinal im Heimatdorfe, erkannt.

So schnell sich dieser Vorgang auch abgespielt hatte, war er doch von den Nächststehenden nicht unbemerkt geblieben.

„Kennt Ihr das Mädchen?" fragte derselbe Bürger, welcher vorhin die Gestalt der Jungfrau bewundert hatte.

Robert sah den Mann an. Er glaubte, um den Mund desselben etwas wie ein Lächeln zucken zu sehen, welches der Landsmann Johannas falsch deutete.

„Die Leute haben es bemerkt, wie mich Johanna verächtlich behandelt hat," dachte der Bursche in diesem Augenblicke und es regte sich zornig in seiner Brust.

„Ob ich sie kenne?" sagte er jetzt zu dem Bürger, „die Johanna? O, ich kenne sie so gut, wie mich selbst. Ich bin aus Domremy, und meine Eltern sind die Nachbarsleute der Familie. Ja, ich kenne die Johanna sehr gut," wiederholte er

zum Schlusse in einem Tone, welcher ahnen ließ, daß er noch mehr wisse, sich aber aus irgendwelchem Grunde scheue, es zu bekennen. Dadurch reizte er die Neugierde seiner Zuhörer. Und eben das wünschte Robert insgeheim. Er hatte sich auch nicht getäuscht, denn er hatte kaum zu Ende geredet, als auch schon eine Flut von Fragen auf ihn einstürmte. Die einen wollten wissen, ob es wahr sei, daß das merkwürdige Mädchen daheim die Schafe gehütet habe, andere verlangten zu erfahren, ob sie in ihrer Heimat nicht im Verdachte gestanden sei, Umgang mit Feen und Zauberern gehabt zu haben; denn derartiges erzähle man sich von ihr.

Der junge Bauer gab sich den Anschein, als ob er im Besitze recht bedeutungsvoller Geheimnisse sich befinde. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und nahm eine wichtige Miene an.

„O," sagte er wieder, „ich kenne die Johanna sehr gut, so gut wie mich selbst. Johanna d'Arc ist daheim Hüterin gewesen, das ist wahr. Bei unserem Dorfe steht ein großer Buchenbaum. Es ist ein uralter Baum und die Leute heißen ihn „Schön Mai" oder Feenbaum. Da tanzen die jungen Burschen und Mädchen und die Kinder spielen um den Baum und hängen Kränze an ihn. Wer an einem Donnerstag zu dem Baum geht, kann die Feen sehen und vor alten Zeiten soll sich auch ein Ritter, ein Herr von Bourlemont, mit einer von diesen Feen unter dem Baume zusammengefunden haben."

Hier wurde der Erzähler durch ein Gelächter unterbrochen, welches einer seiner Zuhörer erhob. Dem Burschen schoß die Zornesröte ins Gesicht. Er richtete seinen Blick scharf auf den Lacher und sagte in entrüstetem Tone:

„Ihr braucht's ja nicht zu glauben, Herr, was ich da erzähle; Ihr braucht mich aber auch nicht auszulachen. Versteht Ihr mich? Laßt Euch von jemand anderem was erzählen."

Und der über jene Unterbrechung aufgebrachte Bursche kehrte den Leuten kurzweg den Rücken.

„Ei, seht doch den groben Bauernkittel," rief der Mann, welchem die Zurechtweisung Roberts gegolten hatte. „Will der uns gute Sitten lehren. Ich hätte nicht übel Lust, Euch noch etwas anderes zu sagen und Euch ein Andenken mitzugeben, damit Ihr daheim erzählen könnt, wie man mit den Leuten in Poitiers redet."

Ähnlich wurden noch andere Stimmen laut, denn das bäuerische Auftreten des Burschen hatte auch noch andere Zuhörer beleidigt und so war die Lage für diesen mit einem Male nicht gerade die angenehmste geworden. Durch die rauhe Antwort des Bauernburschen glaubten sich auch alle übrigen beleidigt, die ihm zugehorcht hatten.

Plötzlich fühlte sich Robert rückwärts von einer kräftigen Hand am Arme erfaßt und aus der Mitte der ihn Umgebenden hinweggezogen.

„Kommt mit mir, was bleibt Ihr denn so lange hier stehen? Ich suche Euch überall. Ihr sollt sofort zu Herrn von Poulengy kommen."

Robert starrte den ihm gänzlich Unbekannten, anscheinend einen Edelmann, verblüfft an. Er wollte reden, aber der andere kam ihm mit den Worten zuvor:

„Kein Wort weiter oder Ihr werdet es bereuen, Herr von Poulengy ist heftig erzürnt über Euch, daß Ihr solange ausbleibt.“

Der junge Bauer wollte sich sträuben, aber ein geheimnisvolles Augenzwinkern des Fremden brachte ihn plötzlich zum Nachgeben. Die neugierige Menge wollte nachdrängen.

„Bleibt zurück!“ herrschte sie der Unbekannte mit gebieterischer Stimme an. „Ihr habt euch um uns beide nicht weiter zu kümmern.“

Es lag eine solche Gewalt in dem Auftreten dieses Mannes, den doch niemand kannte, daß die Gaffer unwillkürlich zurückwichen.

„Es ist wahrscheinlich einer vom königlichen Hofe,“ meinte einer der Zuschauer, und seine Ansicht erntete rasch den allgemeinen Glauben der Umstehenden.

„Jener Herr von Poulengy, von welchem dieser Unbekannte gesprochen hat, war doch einer der Herren, welche das Mädchen Johanna an den Hof des Königs gebracht haben,“ wußte ein anderer zu berichten.

Während sich die Zuschauer in dieser und ähnlicher Weise äußerten, war der Unbekannte mit Robert, dem lothringischen Bauern, in der Menge verschwunden.

Robert richtete an seinen seltsamen Führer

mehrere Fragen, die ihn über den Zweck dieser Wanderung aufklären sollten, erhielt jedoch keine befriedigende Antwort, sondern nur die Aufforderung, sich zu gedulden; er werde zur rechten Stunde alles erfahren. Das Geheimnisvolle, welches in dem Wesen des Fremden lag, wirkte auf Robert weit mehr anziehend als abstoßend, und so ließ er sich selbst durch das verschlossene und scheinbar unfreundliche Benehmen des Fremden nicht hindern, ihm zu folgen. Seine Neugierde war mächtig erregt. Er wollte um jeden Preis erfahren, wie dieses eigenartige Abenteuer enden würde. Soviel war ihm jedoch bereits klar: entweder hatte sich der Fremde in ihm geirrt und betrachtete ihn für einen anderen oder er kannte ihn und wollte sich seiner in irgend welcher Absicht bedienen. Für sich neigte Robert indes der ersteren Annahme zu. Er sollte bald aller Ungewißheit und allem Zweifel entrissen werden.

Der Fremde blieb jetzt, nachdem die beiden in einer engen, fast düsteren Gasse angelangt waren, stehen und sagte, sein Auge fest auf den Burschen richtend:

„Ihr seid aus Domremy, der Heimat der Hirtin Johanna."

„Ja, Herr," versetzte Robert. „Was wollt Ihr denn von mir? Sagt mir, weshalb . . ."

„Laßt Euch Zeit und habt Geduld, Ihr werdet alles erfahren," unterbrach der Unbekannte den jungen Mann. „Sagt mir jetzt, warum seid Ihr nach Poitiers gekommen und was sucht Ihr hier?"

Fast durchbohrend ruhten des Fragestellers Blicke auf Robert, so daß dieser unwillkürlich zu bangen anfing.

„Herr, ich ... ich," stotterte Robert in seiner Verwirrung, „ich wollte nur sehen, ob Johanna, meine Jugendfreundin, wirklich so geehrt ist, wie man bei uns daheim erzählt. Ich wollte sie sehen und sie sprechen."

„Und Euch in das Heer aufnehmen lassen, welches Karl diesem Mädchen geben will," fuhr der Fremde fort, die Antwort des Burschen gewissermaßen ergänzend. „Ist es nicht so?"

Mit einem lauernden Blicke begleitete der Fremde seine Frage. Robert befand sich in sichtlicher Verlegenheit; er wußte nicht recht, was er antworten sollte. Der Unbekannte schien sich an dieser Verlegenheit des Burschen zu weiden, denn er betrachtete ihn schweigend mit schmunzelndem Gesicht. Dieser Ausdruck der Miene gab dem Burschen die Zuversicht in sich selbst zurück und streifte jetzt auch seine Befangenheit gegen den Fremden ab.

„Herr," redete er jetzt mit festem Tone, „Ihr fragt mich da um etwas Seltsames. Aber ich will Euch die Antwort nicht schuldig bleiben — ich bin nicht in diese Stadt gekommen, um für Karl zu kämpfen, sondern, wie ich Euch schon gesagt habe, bloß Johannas wegen."

„Ist das wahr?" fragte der andere.

Robert beteuerte.

„Wie heißt Ihr?"

„Robert Epinal.“

„Gut. Ihr gefällt mir, Robert. Ihr seid der Mann, den ich brauche. Liebt Ihr das Gold?“

Robert horchte verwundert auf. Diese Frage konnte er nicht recht begreifen.

„Wie meint Ihr das, Herr?“ forschte der Bursche und seine Augen glänzten eigentümlich.

„Ich meine, ob Ihr viel Geld verdienen wollt,“ antwortete der Fremde ruhig. „Ihr könnt es, Ihr braucht nur zu wollen. Doch wir werden über diese Sache an einem anderen Orte weiter reden.“

Der Unbekannte nickte dem jungen Bauern leicht zu und dieser ging an der Seite desselben weiter. Von nun an wurde keine Silbe zwischen den beiden gewechselt. Robert beschränkte sich lediglich darauf, seinen merkwürdigen Begleiter öfters von der Seite her zu betrachten. Aber er entdeckte nichts, was ihm irgendwie Besorgnis an dem Fremden hätte einflößen können. Robert fühlte sich vielmehr in der Überzeugung bestärkt, daß er es mit einem Edelmanne zu thun habe. Nicht bloß dessen Kleidung, sondern auch sein ganzes Benehmen, seine Sprechweise und eine gewisse Vornehmheit in allen seinen Bewegungen zeugten für jene Annahme.

Nachdem beide mehrere Gassen durchschritten hatten, betrat der Unbekannte in der Nähe eines offenen Platzes ein Haus.

Robert folgte ihm.

Siebentes Kapitel.

Es war ein einfaches Gelaß, in welchem sich der Bauernbursche aus Domremy sah. Doch fand er wenig Zeit, sich näher umzuschauen und die einzelnen Gegenstände desselben zu prüfen, denn kaum war er mit seinem Führer dort angelangt, als dieser ohne jede weitere Einleitung also zu reden begann:

„Robert, Ihr seid natürlich erstaunt über meine Handlungsweise und begreift nicht, wie dies alles zusammenhängt. Einige Worte reichen hin, um Euch aufzuklären. Der Zufall, wenn ich so sagen darf, hat es gefügt, daß ich mich unter den Leuten befand, welche auf dem Marktplatze auf die Hirtin Johanna warteten. Ich hörte Euch über das Mädchen reden, denn ich stand dicht hinter Euch und was ich da von Euch vernahm, ließ in mir rasch den Entschluß fassen, Euch der Menge zu entreißen, die sich durch euere Rede beleidigt fühlte. Ich mußte mich allerdings einer List bedienen, aber im Kriege ist jede List erlaubt, und wir befinden uns mitten im Kriege. Ich weiß

nicht, ob Ihr als Landsmann des Mädchens Johanna zu Karl hält oder ob Ihr den Engländern den Vorzug gebt. Ehe ich mit Euch weiter rede, muß ich über diesen Punkt Gewißheit haben."

„Herr," antwortete der junge Epinal, „ich bin zwar nur ein schlichter Bauer, und darum nicht so sicher im Urteil wie andere Menschen, die in den großen Städten leben und in viele Dinge eine bessere Einsicht haben als wir Landleute. Herr, ich kenne Euch nicht und weiß nicht, wer Ihr seid, denn Ihr habt mir noch nicht einmal eueren Namen genannt, aber gleichwohl besitze ich zu Euch ein gewisses Zutrauen, denn ich vermeine es mit einem Edelmann zu thun zu haben. Und darum gestehe ich Euch offen und ehrlich: es hat wohl eine Zeit gegeben, da glaubte ich, daß Karl derjenige sei, für welchen man kämpfen müsse und ich hielt ihn für den rechtmäßigen Herrn Frankreichs. Daß ich so glaubte, daran war jenes Mädchen Johanna schuld. Ich hätte ihr zu lieb auch alles geglaubt, was sie mir zu glauben aufgetragen hätte. Das war damals, heute bin ich nicht mehr derselbe. Seht, Herr, ich hatte Johanna lieb, ungemein lieb, und keinen lieberen Gedanken kannte ich, als sie zu meinem Eheweib zu machen. Sie hat nicht gewollt und seitdem hasse ich nicht bloß Karl, sondern auch Johanna. Ich wünsche, daß die Engländer Orleans erobern möchten, dann wäre Johanna gezwungen, nach Hause zu gehen."

„Und Ihr glaubt, sie würde Euch dann eher heiraten?" fragte der Unbekannte lächelnd.

„Vielleicht würde sie es thun, wahrscheinlich ist's nicht," antwortete Robert. „Aber ich wäre in der Seele vergnügt, wenn ihr Stolz recht tief gedemütigt würde. Und darum wünsche ich den Engländern den Sieg."

„Ist das euer wirklicher Ernst?" fragte der andere. „Könnt Ihr mir eidlich versichern, daß dieser Ernst nicht bloß erkünstelt oder eingebildet ist, sei es, um mich oder Euch selbst zu täuschen? Wollt Ihr mich täuschen, so gebt Ihr Euch unnütze Mühe. Denn nicht eher werde ich mit Euch über die Hauptsache reden, die mich bewogen hat, Euch hierher zu führen, bis ich nicht vollkommen von dem überzeugt bin, was Ihr soeben gesprochen habt."

„Aber was soll ich thun, Herr?" forschte Robert, welchen eine fieberhafte Ungeduld verzehrte, endlich zu hören und zu erfahren, was dieser ihm rätselhafte Unbekannte überhaupt im Sinne führte.

„Hört mich an, Robert," begann der andere. „Ich bin, wofür Ihr mich gehalten habt, ein Edelmann. Ich heiße Seigneur von Mallon. Mehr braucht Ihr einstweilen nicht zu erfahren. Ich brauche eine zuverlässige Person, die mir genaue Kunde verschafft, was jenes Hirtenmädchen im Schilde führt, sobald es ihr gelungen ist, sich an die Spitze eines Kriegsheeres zu stellen. Nun, Robert, in Euch habe ich gefunden, was ich ge-

sucht habe. Ich habe Euch vorhin gefragt, ob Ihr viel Geld verdienen wollt? Diese Frage wiederhole ich jetzt. Seht hier, dieser mit Gold gefüllte Beutel gehört Euch, wenn es Euch gelingt, mir jene Kunde zu verschaffen."

Herr von Mallon zog aus seinem Seidenwams ein purpurrotes Beutelein, öffnete es und gestattete dem sprachlosen Burschen einen Blick in dasselbe.

„Nun, wie gefällt Euch dieses Nest mit seinen gelben Vögeln?" fragte der Edelmann, den Eindruck prüfend, welche die blinkenden Goldstücke auf den Burschen machten.

Robert weidete seinen gierigen Blick an diesen Schätzen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einen solchen Haufen Goldes beisammen sah. Es war ihm, als müsse er die Hand nach demselben ausstrecken und es mit raschem Griffe an sich bringen. Ha, wie das Edelmetall ihn verführerisch angleißte! Die Gier, welche er nach demselben empfand, ließ ihn ganz auf die Beantwortung der Frage vergessen, welche Herr von Mallon an ihn gerichtet hatte.

„Dieses ganze Nest sollt Ihr ausnehmen, wenn Ihr thut, was ich Euch gesagt habe," sprach der Edelmann, indem er langsam den Beutel wieder zuzog und zu sich steckte.

„Ja, Herr, ich will es," versicherte Robert. „Ich schwöre es Euch mit einem Eide."

Und der junge Epinal erhob die Finger der rechten Hand zum Schwure. Der Glanz des

Goldes hatte ihn nicht umsonst versucht; Robert war den Verlockungen desselben unterlegen. In diesem Augenblicke dachte er nicht mehr an Johanna, seine Jugendfreundin, er dachte nur mehr an das rote Metall, welches ihm als Lohn für seine Dienstleistung in Aussicht gestellt worden war.

Mit Befriedigung nahm Herr von Mallon die Wirkung wahr, die sein Reizmittel auf Herz und Sinn des lothringischen Bauernburschen ausgeübt hatte. Doch glaubte er ihn über eine Kleinigkeit nicht im Zweifel lassen zu dürfen.

„Versteht mich wohl, Robert,“ sagte der Edelmann jetzt, „erst wenn Ihr mir genügende und zufriedenstellende Kunde gebracht haben werdet, könnt Ihr den Lohn empfangen. Zuerst die Arbeit, dann die Bezahlung, das ist ganz natürlich.“

„Gewiß, Herr,“ versetzte der Bursche. „Ich werde meine Sache zu euerer Zufriedenheit verrichten. Wann soll ich mich zu meiner Landsmännin begeben?“

„Je früher, desto besser,“ antwortete Herr von Malon. „Wenn Ihr euer Glück jetzt gleich versuchen wollt, kann es mir nur angenehm und erwünscht sein. Ich brauche Euch wohl nicht erst anzuraten, Vorsicht zu üben.“

Einige wenige Augenblicke später verließ Robert das Haus des Edelmannes. In der Gasse angekommen, prägte er einige besonders hervorstechende Merkmale des Hauses seiner Erinnerung ein, um es hernach leichter wieder auffinden zu können. Sodann lenkte er seine Schritte zu der Wohnung

Johannas. Nach öfterem Fragen fand er das Haus des Generaladvokaten des Parlaments, Johann Rabateau, wo Johanna wohnte und der Aufsicht einer vortrefflichen Frau, der Gattin Rabateaus, anvertraut war.

In diesem Hause wurden meistens die Prüfungen mit dem lothringischen Bauernmädchen durch die Mitglieder des königlichen Rates vorgenommen. Nur heute war auf ausdrücklichen Wunsch des Königs der Parlamentssaal für die Prüfungssitzung gewählt worden.

In diesem Hause des Generaladvokaten unterstand Johanna der genauesten Beobachtung nicht bloß seitens der Gattin Rabateaus, sondern auch seitens vieler edler Frauen und Jungfrauen, die sich alle überzeugen wollten, ob die Hirtin aus Lothringen ein solches Leben führe, wie es einer Gottgesandten zukomme. Aber alle, die sie sahen, mußten ihr das einmütige Zeugnis ausstellen, daß sie ein wahrhaft christliches Leben lebe und sich nicht bloß durch ihren Eifer Gott zu dienen, sondern auch durch ihre häuslichen Tugenden auszeichne. Was namentlich ihre Wirtin an ihr zu loben wußte, war die Andacht, die sie sowohl des Tages über wie auch sogar während der Nacht zur Schau trug; denn eine der Lieblingsbeschäftigungen Johannas war es, in der Hauskapelle zu weilen und dort im stillen Verkehr mit den Himmlischen zu sein.

Auch jetzt hatte sich Johanna, nachdem sie von der Prüfung im Parlamentssaale zurück-

gekehrt war, nach der kleinen Kapelle begeben, welche die frommen Eheleute Rabateau in einem geräuschlosen, ganz abgeschiedenen Winkel ihres Hauses hatten errichten lassen. Die Jungfrau dankte mit glühenden Worten Gott und der allmächtigen Jungfrau, daß es ihr gelungen war, verschiedene schwere Fragen, welche ihr von den Mitgliedern des königlichen Rates gestellt worden waren, zur Zufriedenheit der Gelehrten und Professoren zu beantworten. Ein Schimmer unbeschreiblicher Glückseligkeit lag auf ihren reinen Zügen ausgegossen und in ihren Augen leuchtete ein Strahl, welcher aus himmlischen Höhen entquollen zu sein schien. Ihre Hände waren gefaltet und hoch erhoben.

So verbrachte sie lange im Gebete. Endlich senkten sich ihre Hände, sie bekreuzte sich ehrfurchtsvoll und erhob sich, um die Kapelle zu verlassen. Um zu ihrem Wohngemache zu gelangen, mußte Johanna einen langen Gang durchschreiten. Plötzlich sah sie sich am Ende desselben der Gestalt eines Mannes gegenüber. Sie stieß einen halblauten Schrei der Überraschung aus und that einige Schritte zurück.

„Robert!“ rief sie. „Wie kommt Ihr hieher? Was wollt Ihr?“

Ein Blick der Entrüstung flammte aus ihren Augen. Mit einem einzigen Schlage schien ihr ganzes Wesen umgewandelt zu sein.

Robert Epinal war von diesem Auftreten seiner Jugendfreundin so überrascht, daß er einen

Moment lang keine Silbe zu äußern vermochte. Sein schlechtes Gewissen beraubte ihn der Geistesgegenwart, die er gerade jetzt sehr vonnöten hatte, wollte er der Aufgabe gerecht werden, um derentwillen er hierher gekommen war.

Johanna milderte ihren strengen Blick nicht; wie ein flammender Blitz schoß er auf die Züge des Burschen.

„Johanna," stotterte Robert jetzt mühsam, „ich bin gekommen, um mit Euch zu sprechen. Man hat mich nach diesem Haus gewiesen und da ich niemand gefunden habe, der mir hier . . ."

„Aber was wollt Ihr in Poitiers?" unterbrach die Jungfrau den Burschen in strengem Tone. „Warum bleibt Ihr nicht in Domremy?"

„Johanna, ich habe gehört . . . wir alle in Domremy haben es gehört, daß der König Euch mit Ehren auszeichnet, und alle freuen sich darüber. Und so hat mich denn die Sehnsucht aus der Heimat getrieben, Euch zu sehen, Johanna, und Euch zu bitten, mich anzunehmen als einen gehorsamen und treuen Soldaten."

„Wie soll ich das verstehen, Robert?" forschte Johanna, etwas milder gestimmt. „Ihr wollt doch nicht in das Heer eintreten, welches gegen die Engländer kämpft?"

„Ja, eben das will ich, Johanna, und deswegen bin ich hieher gekommen nach Poitiers," rief der Bursche aus.

Sie sah ihn streng und prüfend an.

„Ist das die Wahrheit, Robert? Ihr wolltet

Leben und Blut für eueren rechtmäßigen Herrn hingeben?"

„So ist es, Johanna," beteuerte der Bursche, und er blickte die Jungfrau bei diesen Worten fest an.

Auf einmal machte Johanna eine Bewegung mit der Hand, als ob sie die Unterredung abbrechen wollte. Wirklich sagte sie jetzt:

„Robert, es ist nicht recht von Euch, daß Ihr Euch in dieses fremde Haus wagt. Geht jetzt und kommt erst wieder zu mir, wenn Ihr gehört haben werdet, daß Johanna d'Arc nach Orleans zieht. Dann ist die Stunde auch für Euch gekommen, wo Ihr eueren Entschluß, unserem rechtmäßigen Herrn mit dem Schwerte zu dienen, ausführen mögt."

„Ihr hofft also, Johanna, daß König Karl Euch nach Orleans schicken wird?" fragte Robert gespannt.

„Ja," antwortete sie fest. „Und nun geht. Hier dürft Ihr nicht mehr bleiben."

Er wollte ihr die Hand zum Abschiede bieten. Sie nahm dieselbe nicht an. Kaum daß sie ihm noch einen flüchtigen Blick gönnte. Dann schritt sie mit einer Hoheit an ihm vorüber, welche einen Fürsten geziert hätte. Gleich darauf verschwand ihre Gestalt in einer am Ende des Ganges befindlichen Thüre.

Fast bewegungslos hatte ihr Robert nachgesehen. Der würdevolle Eindruck ihrer Erscheinung und ihres Benehmens hatte ihn mit Erstaunen

erfüllt. Aber kaum war sie aus seinen Augen, als sich ein anderes Empfinden seiner Seele bemächtigte. Die Art und Weise, wie sie von ihm geschieden war, der harte, gebietende Ton, womit sie ihn geheißen hatte, sich zu entfernen, verletzten ihn tief. Er hatte gehofft, Johanna mitteilsamer und gesprächiger zu finden, um über ihre nächsten Ziele und Absichten mehr erfahren zu können und nun sah er sich bitter enttäuscht. Nicht wie einen Landsmann und Jugendfreund, sondern fast wie einen vollständig Fremden fühlte er sich behandelt.

Während der Bursche noch in dem Gange des Hauses stand, augenscheinlich unentschlossen, ob er sich entfernen oder ob er bleiben solle, um vielleicht doch noch einmal Johanna sehen und sprechen zu können, öffnete sich eine Thüre und ein großer Mann, seiner Kleidung nach ein Diener des Hauses, erschien.

„Herr Rabateau läßt Euch sagen,“ wandte sich der Mann in befehlendem Tone an den Burschen, „sogleich dieses Haus zu verlassen und nie mehr zu wagen, es nochmals zu betreten. Er verbietet Euch im Namen des Königs, Johanna d'Arc irgendwie ferner zu belästigen.“

Robert blickte den Mann mit einem Gemisch von Überraschung und Unmut an.

„Wer darf mir verbieten, mit meiner Landsmännin zu reden?“ sagte er in grobem Tone, den seine bäuerliche Sprache noch zu verstärken schien.

„Ihr unverschämter Bauer,“ herrschte der Diener des Herrn Rabateau Epinal an, „Ihr

werdet auf der Stelle dieses Haus verlassen oder man wird Euch lehren, daß Poitiers kein Bauerndorf ist."

Und bei diesen Worten näherte sich der Mann mit drohender Haltung dem widerstrebenden Burschen.

Robert begriff, daß er sich durch ferneres Weigern, das Haus zu verlassen, nur in eine höchst unangenehme Lage versetze. Er entschloß sich daher, dem Befehle des Dieners nachzukommen. Als er aber die Hausthüre erreicht hatte, rief er demselben zu:

„Sagt nur euerem Herrn Rabateau, daß ich ihn nicht fürchte."

„Elender," rief der Diener und wollte sich zornerfüllt auf den kecken Menschen werfen. Da war dieser schon zur Thüre hinaus und verschwunden.

Robert besaß ein heftiges, leidenschaftliches Gemüt. Hatte ihn schon die Behandlung, welche ihm Johanna hatte angedeihen lassen, erbittert, so noch mehr der zwar kurze, aber heftige Wortwechsel mit dem Diener des königlichen Generaladvokaten. Daß er selbst daran schuld sei, schien ihm nicht einzuleuchten. Und doch wäre ihm der unangenehme Auftritt erspart geblieben, hätte er das Haus des Herrn Rabateau entweder gemieden oder sich in demselben eines besseren Benehmens beflissen. Anstatt nun in sich selbst die Schuld zu finden, ergrimmte er nicht nur über Rabateau und über dessen Diener, sondern noch mehr über

Johanna. Sie allein mußte es gewesen sein, welche dem Generaladvokaten die Anwesenheit ihres Landsmannes anzeigte und Rabateau bat, diesen durch den Diener entfernen zu lassen.

So reimte sich Robert die Dinge zusammen, und in der That hatte er nicht ganz unrecht. Johanna hatte Herrn Rabateau die Mitteilung gemacht, daß ein junger Mann aus ihrem Dorfe sich im Hause befinde und daß sie wünsche, von demselben nicht länger mehr behelligt zu werden. Ihr Ruf sei bisher ein tadelloser gewesen, sie müsse denselben auch fürderhin unter allen Umständen zu bewahren suchen.

Zornig, und das Herz von Rachbegierde geschwellt, suchte Robert die Wohnung des Herrn von Mallon auf. Erst nach längerem Umherirren in den zum Teil recht engen und düsteren Gassen gelang es ihm, dieselbe wieder zu finden. Er setzte Herrn von Mallon von dem Erfolge seiner Sendung in Kenntnis. Es war sehr wenig, was Robert eigentlich zu melden wußte, und auch dieses Wenige für den Edelmann ohne Wert und Bedeutung. Dieser zögerte auch nicht, sich in solchem Sinne gegen Robert zu äußern, der natürlich ein sehr enttäuschtes Gesicht machte, denn er hatte mit einiger Bestimmtheit auf den Empfang der Belohnung gerechnet. Herr von Mallon bemerkte den unzufriedenen Gesichtsausdruck des Burschen.

„Ihr werdet begreifen,“ sagte er zu Robert, „daß ich nur für eine wirklich wichtige Kunde Euch

die versprochene Belohnung gewähren kann. Ihr habt nur in Erfahrung gebracht, daß König Karl das Hirtenmädchen nach Orleans schicken wolle. Das ist längst kein Geheimnis mehr. Ich muß Bestimmteres wissen; ich muß vor allem wissen, wann und in welcher Stärke das Heer aufbricht, welches Orleans entsetzen soll. Ich selbst kann mich nicht länger mehr in Poitiers aufhalten, um jene Umstände auszukundschaften. Hört also, Robert, welchen Vorschlag ich Euch mache. Ich gebe Euch eine Summe Geldes, mehr als hinreichend zu euerem Unterhalt. Bleibt in dieser Stadt, solange sich Johanna und Karl hier aufhält und bemüht Euch, alles zu erforschen, was mit dem Vorhaben euerer Landsmännin in Verbindung steht. Es soll Euer Schaden nicht sein, ich verspreche es Euch nochmals. Sobald ihr genügende Kunde zu überbringen habt, begebt Ihr Euch nach Orleans. Ihr werdet ungehindert durch die Wachen ins englische Lager gelangen, sobald Ihr meinen Namen nennt und den Zweck euerer Reise angebt. Seid Ihr bereit, diese Aufgabe zu übernehmen?"

Robert überlegte eine Weile. Endlich entschied er sich zu dem Versprechen, den Auftrag des Herrn von Mallon nach Möglichkeit ausführen zu wollen.

Der Edelmann behändigte dem Burschen eine Anzahl blinkender Goldstücke. Dieser verschlang das Gold mit brennendem Blicke. Der Gedanke wirbelte ihm durch den Kopf, er sei jetzt ein

reicher Mensch; denn all sein Leben lang hatte er so viel Geld nicht in seiner Hand gehabt.

„Robert," mahnte Herr von Mallon den jungen Bauer, „von diesem Augenblicke an steht Ihr in meinem Dienste. Bedenkt dies wohl und seid mir treu. Betrügen könnt Ihr mich nicht; es sind Augen in dieser Stadt, welche Euch in meinem Auftrage sorgfältig überwachen. Ich würde Euch fürchterlich strafen, denn wißt, mein Arm reicht weit, weiter als Ihr ahnt."

Nach diesen Worten richtete Herr von Mallon noch einige Ratschläge und Ermahnungen bezüglich der Art und Weise an Robert, wie dieser seinen Kundschafterdienst einzurichten habe. Namentlich legte er ihm eindringlich ans Herz, die größte Vorsicht niemals außer acht zu lassen.

Robert gab befriedigende Zusicherungen.

Hierauf verließ ihn Herr von Mallon mit dem Zurufe:

„Auf Wiedersehen in Orleans!"

Als Robert das Haus hinter sich hatte, war es ihm für einige Augenblicke, als sei ein Traum auf seinen Sinnen gelegen. Wie war das alles doch so schnell gekommen? Er, der einfache, aller Welt unbekannte Bauerssohn aus dem fernen lothringischen Dorfe war durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände zum Träger einer wichtigen Aufgabe und der Vertraute eines Edelmannes geworden. Robert begriff jetzt erst, welch einer folgenschweren Zukunft er sich gewidmet hatte. Wenn Orleans nicht von den Truppen Karls

erobert wurde, so war Frankreich für diesen verloren. Und im Gange der schwer wiegenden Ereignisse sah sich Robert auf einen Posten gewiesen, von dem je nach der Sachlage ungemein viel abhing.

War es aber auch recht, was Robert im Begriffe stand zu thun? Wurde er nicht zum Verräter einer heiligen Sache und seines Königs?

Diese Fragen quälten den Burschen nicht. Ihm lag nichts an König Karl und seinen rechtmäßigen Ansprüchen auf den Thron Frankreichs. Ihm war es gleichgültig, wer in Frankreich die politischen Geschicke lenkte, solange man in Ruhe leben konnte. Allerdings hatte sich Robert aus seiner Heimat und von seinen Eltern unter dem Vorgeben entfernt, in das Heer Karls eintreten zu wollen. Aber hierzu hatte ihn nicht die Anhänglichkeit an diesen, sondern die frühere Neigung zur Jugendfreundin bestimmt. Und als vollends ein böser Zufall ihn auf dem Marktplatze von Poitiers mit jenem Herrn von Mallon zusammenführte, da war sein Sinnen und Trachten mit einem Male in eine andere Richtung gelenkt. Sein Besuch bei Johanna, die den Dorfgenossen nicht besonders freundlich aufnahm, verwandelte sein Empfinden für sie in Haß und Rachgier. Und der Befriedigung dieses Empfindens wollte Robert seine Kraft zuwenden. Über die einzelnen Schritte, die ihn zur Erreichung seines unedlen Zieles führen konnten, war er sich noch nicht klar. Er wollte, getreu seinem Versprechen, das er Herrn

von Mallon gegeben hatte, mit aller Vorsicht zu Werke gehen und sein Handeln nicht übereilen. Nahrungssorgen brauchte er nicht zu befürchten, und so konnte er vollständig dem Zwecke leben, der ihn in Poitiers festhielt.

Alles, was Robert einstweilen nötig hatte, war eine erträgliche Herberge; und auch diese entdeckte er nach einigem Suchen.

Achtes Kapitel.

Während König Karl mit dem Entscheide bezüglich Johannas noch zögerte und die von ihm eingesetzte Kommission noch mit der Untersuchung und Prüfung der hochwichtigen Angelegenheit sich befaßte, drangen aus dem schwer gefährdeten Orleans Angst- und Hilferufe ohne Ende. Die Bewohner dieser königstreuen Stadt litten unsäglich, fast mehr noch durch die in ihren Mauern wütende Hungersnot, als durch den ihnen unaufhörlich zusetzenden Feind. Ihre Abgesandten bestürmten Karl, der gefährdeten Loirestadt Rettung zu senden. Karl aber machte alles von dem Ausspruche seiner Ratgeber abhängig. Unter diesen war es namentlich der Beichtvater des Königs selbst, der seine Überzeugung dahin ausdrückte, Gott habe Johanna zur Rettung Frankreichs gesandt. Auch viele Mitglieder der Untersuchungskommission teilten diese Ansicht und endlich gab die Prüfungsbehörde ihr Gutachten in dem Sinne ab, daß der König die Jungfrau nicht hindern solle, mit seinen Kriegern

vor Orleans zu ziehen, sondern sie in Hoffnung zu Gott würdig geleiten solle. Es hieße dem heiligen Geiste widerstreben, würde man die Jungfrau verstoßen, ohne daß sich Übles an ihr zeigte.

Nun berief der König einen großen Rat. Hier wurde nochmals über die Frage, ob man Johanna zum Befreiungskampfe nach Orleans schicken solle, besprochen und von Karl endlich der Beschluß gefaßt, die Jungfrau mit der wichtigen Sendung zu betrauen.

Johanna war unaussprechlich glücklich, als sie von dem Entschlusse Kenntnis erhielt. Ihre Freude wurde von allen Bewohnern der guten Stadt Poitiers einhellig geteilt, und viele der vornehmsten Bürger und Bürgerinnen kamen zu Johanna, um sie zu beglückwünschen und ihr ihre Freude auszudrücken.

Nur einer stimmte nicht in die allgemeine Freude ein: es war Robert. Er hätte Johanna aufrichtig und von Herzen gegönnt, wenn sie vom Könige zurückgewiesen worden wäre. Da nun dieser Fall nicht eingetreten war, mußte er darauf bedacht sein, die Kunde von dem endgültigen Entscheide des Königs sobald als möglich nach Orleans ins Lager der Engländer zu bringen. Ohne daß er sich Mühe zu geben brauchte, erfuhr er, daß Johanna vom Könige bestimmt sei, nach Orleans einen Zug mit Lebensmitteln zu bringen und der Herzog von Alençon denselben mit den erforderlichen Truppen begleiten solle.

Robert glaubte nun vorerst genug zu wissen.

Eines Morgens verließ er Poitiers und nahm die Richtung nach Orleans.

Inzwischen war König Karl und mit ihm Johanna nach Chinon zurückgekehrt. Dort traf der Monarch alle Vorbereitungen für den beabsichtigten Zug Johannas. Diese verfügte sich einstweilen nach Tours, wo sie im Hause eines angesehenen Bürgers, Johann Dupuy, Wohnung nahm. Zu ihrem persönlichen Schutze gab ihr der König seinen Stallmeister Johann d' Aulon und ein Gefolge, wie es dem Anführer des königlichen Heeres gebührte. Außer einem Kaplan, dem Augustiner Johann Pasquerel, zwei Pagen und zwei Herolden wurden auch die beiden Edelleute, Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, dem Gefolge der Jungfrau zugeteilt. Eine vollständige Kriegsrüstung, welche König Karl hatte herstellen lassen, war das tägliche Kleid der Jungfrau. Dagegen lehnte sie das Schwert ab, womit man sie ausstatten wollte. Sie erklärte, hinter dem Altare der Katharinenkirche zu Fierbois liege ein Schwert, dieses wünsche sie. Darauf erging ein Schreiben an die dortige Geistlichkeit, und in der That entdeckte man an dem bezeichneten Orte tief in der Erde ein mit fünf Kreuzen versehenes Schwert, das leicht von den Rostflecken gereinigt wurde, die es bedeckten. Die Geistlichen der Katharinenkirche schenkten der Jungfrau eine rotsamtene Scheide dazu, die Einwohner von Tours eine aus Goldstoff. Keiner dieser beiden bediente sich Johanna, sondern sie ließ sich eine starke Scheide

aus Leder machen. Auch eine Fahne wurde nach ihren Angaben hergestellt. Dieselbe war von weißem, mit Lilien bedeckten Linnen, darauf war das Bildnis des Heilandes, über einem Regenbogen auf seinem Richterstuhle sitzend und die Weltkugel haltend. Zu den Füßen des göttlichen Erlösers knieten zwei Engel, von welchen der eine das Wappen Frankreichs, eine Lilie, in der Hand trug.

Endlich war der wichtige Augenblick für Johanna gekommen, da sie den Beweis für ihre himmlische Sendung vor aller Welt liefern sollte. Nun kehrte sie nach Chinon zurück. Dort wollte sie sich vom Könige verabschieden. Vor ihrer Abreise dahin hatte sie noch die große Freude, ihren Bruder Johann bei sich zu sehen, der sie und den noch immer bei ihr weilenden Bruder Peter aufgesucht hatte, um ihr Nachrichten aus der Heimat zu überbringen, namentlich aber um sie zu warnen, ja vor Robert Epinal auf der Hut zu sein, denn wenn er auch in der Heimat den Glauben unter den Leuten verbreitet habe, er sei entschlossen, unter der Führung Johannas zu kämpfen, so sei man doch berechtigt, aus diesem und jenem Grunde an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Nachdem das königliche Heer seine Rüstungen beendet und Johanna vom Könige Abschied genommen hatte, trat diese zu Pferde und mit ihrem Banner in der Hand den Zug von Tours nach Blois an. Es war dies am 23. oder 24. April. Dem Zuge hatten sich angeschlossen: der Reichskanzler Reinhold, Erzbischof von Reims, und Herr

von Gaucourt, der Großmeister des königlichen Hauses.

Zwei Tage blieb Johanna in Blois, wo sie die Priester der Stadt dreimal des Tages unter eine eigens hierzu verfertigte Kreuzesfahne versammelte, um mit ihnen und jenen ihrer Kriegsleute, welche vorher gebeichtet hatten, fromme Lieder zu singen und Andachten abzuhalten. Ehe sie von Blois aufbrach, sandte sie den Engländern einen Brief mit dem entschiedenen Befehle, sie sollten Frankreich räumen. Sie berief sich auf ihre Gesandtschaft, die sie vom Himmel empfangen habe.

„Wollet Ihr aber," so ließ sie den Engländern melden, „die Botschaft von Gott und der Jungfrau nicht glauben, so wollen wir Euch, an welchem Ende wir Euch finden, mit der Schärfe des Schwertes treffen und daselbst soll sich ein so großes Jagdgeschrei erheben, wie ein so großes in tausend Jahren in Frankreich nicht gehört worden, wenn Ihr Euch nicht zum Rechte verstehet. Glaubet mir sicher, der König des Himmels wird der Jungfrau mehr Macht senden, als Ihr von allen Städten, die Ihr berennet, gegen dieselbe und gegen ihre guten Waffengenossen werdet führen können. Fallen einmal die gewaltigen Schwertschläge, dann soll man sehen, auf wessen Seite der Gott des Himmels ist."

Dieser Brief wurde geschrieben am Dienstag in der Karwoche 1429.

Ehe der Zug Blois verließ, wurde Kriegsrat

gehalten. Johanna, als oberste Heerführerin, sprach dabei in ihrer kurzen Weise:

„Wir marschieren so, daß wir auf der rechten Loireseite vor die Stadt kommen."

Allgemeines Kopfschütteln der Führer und Ritter.

„Jungfrau," entgegnete ihr der Marschall von Sainte Sévère, „das geht nicht; auf dieser Seite liegt Graf Suffolk mit der Hauptmacht; der Zugang zu der Stadt ist unmöglich gemacht durch feste Verschanzungen und starke Türme."

„Und deswegen hat auch Graf Dunois geraten," bemerkte Marschall Razy, „man solle auf dem linken Loireufer hinziehen und sich von dort mit den Truppen und Lebensmitteln einschiffen."

Johanna hörte die Vorschläge ruhig an. Aber ihr Auge blitzte, als sie jetzt mit fester Stimme entgegnete:

„Ich achte alle diese Ratschläge, ihr Herren, allein ich folge dem Befehle des obersten Kriegsgottes. Ich fürchte weder Suffolk noch seine Verschanzungen und Türme. Ich will den Engländern zeigen, daß Gott mit uns ist, darum wird unser Zug mitten durch ihre Streitmasse hindurchgehen."

Die Ritter sahen einander erstaunt an. Diese Tollkühnheit eines schwachen Mädchens setzte sie in grenzenloses Erstaunen. Und da niemand von ihnen antwortete, fragte Johanna:

„Wollt ihr mir versprechen, ihr Herren, diesen Zug ausführen zu helfen?"

Die Feldobersten versprachen es, nicht deswegen, weil sie von der Zweckmäßigkeit der Anordnung Johannas überzeugt waren, sondern weil der König ihnen befohlen hatte, den Maßregeln der Jungfrau Folge zu leisten.

Am 28. April, als kaum die ersten Frühlichter am Horizonte dämmerten, brach Johanna mit dem Heere von Blois auf. Der Zug wurde durch die Priester eröffnet. Allen voran flatterte die Kreuzesfahne. Die Geistlichen sangen kirchliche Lieder und das Veni Creator. Ihnen schloß sich Johanna mit den Marschällen und den ausgezeichnetsten Rittern an, daran reihte sich das 4000 bis 5000 Mann starke Heer und den Schluß bildeten die Proviant- und Munitionswägen, sowie die Viehherden.

Der Zug bewegte sich durch die von den Farben des Lenzes reich geschmückte Ebene der Loire, den Garten Frankreichs.

Am dritten Tage erreichte das französische Heer die Anhöhen, die sich über dem Flüßchen Loiret erheben, und nun sah es unten in der Niederung die Mauern und Türme von Orleans, aber auch die Bollwerke und Verschanzungen der Engländer.

Eine unsagbare Freude schwellte Johannas Herz bei dem Anblicke der königstreuen Stadt, als deren Retterin sie erschienen war. Allein das Aufflackern der Freude war nur von kurzer Dauer, denn bald hatte sie sich zu ihrem Schmerze überzeugt, daß die Generale sie hintergangen hatten

und entgegen ihrer Anordnung auf dem linken Loireufer marschiert waren. Es war ihnen dies um so eher möglich gewesen, als Johanna die Gegend um Orleans nicht aus eigener Anschauung kannte.

„Ihr habt mich schändlich hintergangen,“ rief sie tief beleidigt den Obersten zu, welche ihr Versprechen so schlecht eingelöst hatten. „Und jetzt seht selbst die Folgen euerer Handlungsweise, ihr Herren.“

Nun, diese Folgen waren allerdings sehr peinlich. Nur eine einzige Brücke führte über die Loire in die Stadt und dieselbe war durch Türme gesperrt; der Wasserstand war so niedrig, daß die Schiffe, welche die mitgebrachten Vorräte ausladen sollten, nirgends ans Ufer herankommen konnten. Eine einzige Stelle nur bot die Möglichkeit zu landen und Lebensmittel auszuladen; aber hier hatten die Engländer, welche von dem Herannahen des Entsatzheeres bereits unterrichtet waren, eine Verschanzung aufgeworfen, von wo aus sie die Stromfahrt beherrschen konnten.

Johanna ließ aber trotz der Ungunst der Lage ihren Mut nicht sinken. Der Glaube von der überirdischen Hilfe wich nicht von ihr und felstenfest überzeugt von der Zuverlässigkeit derselben forderte sie von den Heerführern, daß die Verschanzung der Engländer mit stürmender Hand genommen werden müsse. Allein ihr Verlangen stieß auf unentschlossene, zaghafte Gemüter. Das Heer sei einem solchen Wagnis nicht gewachsen, meinten die Kriegsobersten.

Während man noch überlegte, kam Graf Dunois, auch der Bastard von Orleans genannt, in Begleitung mehrerer Bürger auf einem Kahne über die Loire gefahren. Ihn redete die Jungfrau also an:

„Seid Ihr der Bastard von Orleans?"

„Ja, und ich bin froh über euere Ankunft," versetzte der Graf.

Johanna aber sagte zornig:

„Habt Ihr den Rat gegeben, daß man mich auf diese Seite des Flusses führen soll, anstatt auf die Seite, wo Talbot steht? Die Lebensmittel wären in die Stadt gekommen, ohne daß es nötig gewesen wäre, sie über den Fluß zu fahren."

„Aber die kriegserfahrensten Führer haben dazu geraten," entschuldigte sich Dunois.

„Im Namen Gottes," antwortete Johanna, „sage ich Euch, der Rat Gottes, unseres Herrn, ist sicherer und klüger, als der euere. Ihr glaubtet mich zu betrügen und habt Euch selbst betrogen. Ich bringe Euch die beste Hilfe, die je ein Ritter oder eine Stadt gewonnen hat, denn es ist die Hilfe des Königs der Himmel."

Man einigte sich nun dahin, das Entsatzheer und die Schiffe zwei Stunden flußaufwärts zu führen. Letzteres aber war nicht so leicht, denn es herrschte ein rauhes Wetter und der Wind war ungünstig. Aber die Jungfrau verhieß, daß binnen kurzem sich die mißliche Lage bessern werde. Und das Merkwürdige geschah — einige Augenblicke darauf schlug der Wind um zum Erstaunen und

zur größten Verwunderung aller, namentlich aber Dunois' selbst, der hier ein augenscheinliches Eingreifen der göttlichen Macht erkannte; denn nicht nur daß der Wind sich geändert hatte, auch der Wasserstand wuchs sichtlich, so daß die Franzosen sofort an das Verladen der Vorräte gehen konnten.

Als dies geschehen war, wurden die Segel gehißt und die Schiffe begannen ihre Fahrt. Unterdessen hatte Dunois einen Scheinangriff auf die ganz nahe am Ufer hingebaute englische Sanktlupusfeste unternommen, und obschon an dieser Stelle das Fahrwasser durch eine Insel sehr eingeengt war, so daß die französische Flotte dicht unter den Kanonen der Engländer vorüber mußte, waren diese durch das Scheingefecht, welches sich auf der Landseite entwickelt hatte, so sehr beschäftigt, daß sie die französischen Schiffe nicht belästigen konnten.

Das Entsatzheer sollte, da die Fahrzeuge für seine Überführung nicht hinreichten, nach Blois zurückgeführt und dort über die Loire ans rechte Ufer gesetzt werden. Damit also geschah das, was Johanna vorher schon gewollt hatte. Sie selbst aber entschied sich, nachdem Dunois und verschiedene andere tapfere Führer sie mit Bitten bestürmt hatten, für ihren Einzug in Orleans. Nur ungern trennte sie sich von ihrem Heere, dem sie vorher die Versicherung erteilt hatte, es würde ihm weder auf seinem Rückmarsche nach Blois, noch bei seinem Vormarsche nach Orleans die geringste Mißhelligkeit zustoßen. Auf ihr Geheiß blieb ihr

Beichtvater bei dem Heere und die Priester trugen wie sonst die Kreuzesfahne voraus.

Mit ihrem Lilienbanner und in Begleitung der angesehensten Feldobersten, sowie ihres Gefolges und nebst einigen hundert Mann Soldaten fuhr Johanna über die Loire nach dem Dorfe Chezy.

Es war etwa die achte Stunde abends am 29. April, als die Jungfrau, auf einem weißen, prächtig gezierten Ehrenzelter reitend, in Orleans ihren Einzug hielt. Eine ungeheure Menge Volkes zog unter dem Glanze von Fackeln und mit zum Himmel emporströmenden Jubelrufen der Heldin entgegen, die sie priesen, als ob sie wie ein Engel Gottes vom Himmel herabgestiegen sei. Johanna aber ermahnte das Volk, sein Vertrauen auf Gott zu richten, dann würde es sicher gerettet werden.

Nachdem die Jungfrau in der Domkirche Gott ihren Dank dargebracht hatte, begab sie sich nach dem Hause des Schatzmeisters der Stadt und des Herzogs von Orleans, Jakob Boucher, wo sie ihre Wohnung erhielt. In demselben Hause wohnten außer ihrem Bruder Peter auch die beiden Edelleute Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, sowie ihr Knappe, Ritter von Aulon.

Des anderen Morgens begab sich die Jungfrau in die Wohnung des Grafen Dunois. Dort wurde Kriegsrat gehalten. Johanna forderte, daß man sofort zum Angriffe schreite und die festen Türme des Feindes wegnehme. Die meisten der Feldherren widersetzten sich diesem Vorschlage; nur

der tapfere La Hire und der Ritter Florentin d'Illiers stimmten ihm bei. Schließlich sah sich die Jungfrau, um Gehorsam zu erlangen, genötigt, sich auf ihre Rechte als Oberbefehlshaberin zu berufen. Dies goß Öl ins Feuer; die Anführer wiesen darauf hin, vor Rückkehr des Heeres aus Blois dürfe man nichts unternehmen, ja der Oberjägermeister des Königs, Herr von Gamache, ein leidenschaftlicher Mann, fuhr, von blindem Zorne fortgerissen, entrüstet in die Höhe und schleuderte unter die versammelten Heerführer voll Grimmes die Worte:

„Ihr Ritter, weil ihr denn lieber auf den Rat einer naseweisen Dirne von gemeiner Herkunft als auf den Rat eines Mannes, wie ich bin, höret, so will ich kein Wort mehr darüber verlieren; am rechten Orte und zu seiner Zeit möge mein Schwert sprechen! Möge ich auch dabei mein Leben verlieren! Aber es muß sein für den König und für meine Ehre. Und von diesem Augenblicke an rolle ich mein Banner zusammen und will nichts weiter mehr sein als ein gewöhnlicher Schildknappe; denn lieber will ich einen Edelmann zum Herrn und Meister haben, als eine Frauensperson, von der man vielleicht nicht einmal weiß, wer sie ist."

So sprechend rollte er sein Banner zusammen und überreichte es dem Grafen Dunois.

Johanna hörte mit großer Erbitterung diese heftige Rede des Oberjägermeisters. Zwar gelang es der Bemühung Dunois' eine Versöhnung herbei-

zuführen, aber die Forderung Johannas, unverzüglich anzugreifen, wurde von der Mehrheit der Heerführer verworfen; es wurde dagegen beschlossen, vor dem Eintreffen des Entsatzheeres nichts zu unternehmen und diesem eine Hilfsschar entgegenzusenden.

An die Engländer schickte Johanna abermals ein Schreiben, worin sie dieselben zum Abzuge aufforderte. Im feindlichen Lager herrschte eine fürchterliche Wut über die Kühnheit der Jungfrau. Sie überhäuften dieselbe mit den gemeinsten Schimpfworten, nannten sie eine feile Dirne, eine Kuhmagd und Hexe und drohten sie zu verbrennen, sobald sie ihnen in die Hände falle.

Trotzdem hatten die Engländer nicht den Mut, die Franzosen anzugreifen, obschon ihnen diese hinlängliche Gelegenheit hierzu gaben. Selbst als Graf Dunois dem aus Blois herankommenden Heere entgegenzog und ganz nahe an der feindlichen Macht vorübermußte, rührten sich die Engländer nicht. Es war, als habe sie eine unsichtbare Macht mit Lähmung geschlagen.

Umgekehrt wurden die Franzosen mit jedem Tage dreister, so daß sie nicht zurückschreckten, die Engländer, obschon diese weit stärker waren, täglich anzugreifen.

Mit dem persönlichen Mute wuchs bei den Bewohnern der Stadt Orleans auch die Verehrung für die Jungfrau, deren heldenhaftes Beispiel ihnen stets vor Augen leuchtete. Wo immer sich Johanna zeigte, strömte alsbald eine Menge Volkes

zusammen, das sie unter Ausbrüchen der Freude und des Jubels umdrängte. Schon von der bloßen Erscheinung der Jungfrau schien auf die Massen eine geheime Wunderkraft auszustrahlen, welche die Gemüter zur Begeisterung hinriß und die Herzen zu den schwersten Opfern stählte. In ihrer Nähe fühlten sich die Orleanisten von jeder Furcht und Sorge, welche sie sonst mit Bezug auf die Zukunft ihrer guten Stadt erfüllen mochte, frei und ledig. Selbst die unmittelbare Nähe des mächtigen Feindes ängstigte sie dann nicht mehr, wenn sie die heldenhafte Gestalt der Jungfrau vor sich sahen.

So war es auch in den vorgerückten Nachmittagsstunden des 2. Mai, als Johanna in Begleitung einiger Obersten und Ritter die englischen Belagerungswerkzeuge besichtigte. Eine Menge Volkes begleitete sie auf dem Ritte zur Stadt hinaus und niemand schien das Empfinden der Furcht in seiner Seele zu haben. So beruhigend und ermutigend wirkte die Gegenwart Johannas. Die Engländer rührten nicht einen Finger, und ungestört konnte Johanna die Befestigungen und Schanzwerke derselben in Augenschein nehmen, worauf sie in die Stadt zurückkehrte, um dort nach ihrer Gewohnheit im Dome der Vesper beizuwohnen.

Auch auf ihrem Wege zur Kirche folgte ihr eine Menge Volkes. Plötzlich glaubten einige Personen, die sich dicht in ihrer Nähe befanden, als sei ihr Auge auf einen Punkt in dem Menschen-

haufen gerichtet und als husche zugleich ein düsterer Schatten über ihre Züge.

Die Leute hatten sich nicht getäuscht — Johannas scharfes Auge war in der That durch eine Erscheinung gefesselt worden, die ihr Blut in Wallung brachte und auf ihr Antlitz den Ausdruck des Unmutes legte. Unter den Vielen, die ihr das Geleite gaben, hatte sie plötzlich ein Gesicht entdeckt, bei dessen Anblick sie zuerst von flüchtigem Erstaunen, dann aber von heftigem Widerwillen befallen wurde. Dieses Gesicht hatte eine so täuschende Ähnlichkeit mit demjenigen Robert Epinals, daß Johanna des Gedankens nicht ledig werden konnte, es müsse Epinal wirklich und wahrhaftig sein. Aber wie kam er nach Orleans? Was wollte er hier? Seit wann und unter welchen Umständen hatte er die Stadt betreten?

Diese Gedanken zuckten blitzschnell durch Johannas Gehirn. Als sie jetzt nochmals nach der Stelle hinsah, wo sie Robert gesehen hatte, war er verschwunden; die nachdrängende Menge hatte ihn aus ihrem Gesichtskreise gedrängt.

Gleich darauf betrat die Jungfrau die heiligen Hallen des Gotteshauses und hier wichen alle anderen Gedanken und Empfindungen, die nicht mit der Gegenwart Gottes und seiner Heiligen zusammenhingen, von ihrer Seele.

Während die Jungfrau in glühender Andacht auf den Knieen vor ihrem Schöpfer lag, weilten unfern der Domkirche verschiedene Gruppen von Bürgern, in eifriges Gespräch vertieft. In un=

mittelbarer Nähe einer dieser Gruppen stand derselbe Mensch, in dem Johanna vorhin Robert Epinal erkannt zu haben glaubte. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht, er war es wirklich, Robert war es. Nichts an ihm hatte sich geändert, die Kleidung ausgenommen, welche nicht mehr die eines lothringischen Bauern, sondern die eines Städters war, wie man sie damals in Frankreich und insbesondere in Orleans zu tragen pflegte.

Wie aber war Robert in die Stadt Orleans gekommen und was suchte er hier?

Vor etwa acht Tagen war Epinal, nachdem er Poitiers verlassen hatte, im englischen Belagerungsheere angelangt. Der Name des Herrn von Mallon bahnte ihm mit überraschender Leichtigkeit den Zutritt in das Lager der Engländer. Robert wurde von Herrn von Mallon sehr freundlich aufgenommen, denn die Nachrichten, welche er überbrachte, erwiesen sich für die Engländer als wichtig. Allmählich erfuhr Robert auch, daß der Edelmann, der sich bisher Mallon genannt hatte, in Wirklichkeit ein englischer Feldhauptmann burgundischer Abstammung war und Herr von Chartier hieß. Aus eigenem Antriebe hatte sich dieser nach Poitiers begeben, um dort insgeheim Nachforschungen und Erkundigungen über die Absichten anzustellen, mit denen sich König Karl bezüglich des Hirtenmädchens aus Lothringen trug, denn der Ruf von Johanna war bereits zu den Engländern nach Orleans gedrungen. In Poitiers hatte Chartier durch Zufall den Bauernburschen

Robert Epinal kennen gelernt und in ihm ein geeignetes Werkzeug für seine Zwecke gefunden.

Jetzt stand Robert als Spion im Dienste der Engländer oder vielmehr des Herrn von Chartiers, der ihn zu seinem Knappen ernannt hatte. Roberts List und Verschlagenheit waren Eigenschaften, die ihn in den Augen seines Herrn sehr empfahlen, und da dieser auch mit seiner klingenden Anerkennung nicht kargte, so hatte er in dem Bauernsohne aus Domremy einen gefügigen und ergebenen Diener.

Vor einigen Tagen hatte Robert den Auftrag erhalten, sich nach Orleans hineinzubegeben, um dort die Stimmung der Belagerten und überhaupt alles auszukundschaften, was für die Engländer wissenswert und von Vorteil sein konnte. Ohne Schwierigkeit hatte sich Robert Zutritt in die belagerte Stadt zu verschaffen vermocht; es war ihm nämlich gelungen, an demselben Tage, an welchem Johanna, umrauscht vom Jubel der Orleanisten, ihren Einzug hielt, sich der Volksmenge anzuschließen, welche der Jungfrau mit brennenden Fackeln entgegengezogen war. Seitdem hielt sich Robert mitten unter den Belagerten auf, unter denen er sich, nachdem er seine ländliche Tracht gegen die städtische Kleidung vertauscht hatte, zwar vorsichtig aber leicht bewegte. Niemand hätte in ihm einen englischen Spion vermutet. Schon mehrmals war es ihm gelungen, mit der Volksmenge in die Nähe Johannas zu kommen, ohne daß der Blick der Jungfrau auf ihn getroffen wäre. Aber

heute hatte sie ihn bemerkt, und deutlich hatte er die Wolke des Unmutes gesehen, die sich bei seinem Anblicke über ihre Züge gelegt hatte.

Jetzt, nachdem Johanna seinem Gesichtskreise entrückt war, horchte Robert die Gespräche der vor dem Dome gruppenweise versammelten Bürger aus. Aus diesen Reden entnahm er, daß unter der Einwohnerschaft der Stadt Orleans die Besorgnis herrsche, daß das Entsatzheer, welches man von Blois erwartete, vielleicht gar nicht mehr zurückkehren werde und sich am Ende auflösen könnte; in diesem Falle sei Orleans verloren. Andere hegten Angst, dem Heere könnte etwas Schlimmes zugestoßen sein, alle aber schienen mit Schmerzen die Ankunft des Grafen Dunois und des Heeres von Blois herbeizusehnen.

Robert beteiligte sich an den Reden der Bürger nicht; aber er verlor keine Silbe von ihren Gesprächen. Nach einer Weile wandte er sich von ihnen ab und verlor sich unauffällig in einer der nächsten Gassen. Von hier ging er weiter, bis er das östliche oder das sogenannte Burgunderthor erreicht hatte. Dort stieg er auf den breiten Festungswall hinauf und blickte, oben angelangt, auf das englische Lager hinaus, das sich in der Ebene draußen erstreckte. Der Wachposten, der in der Nähe Roberts lässig an der Brustwehr lehnte, warf nur einen flüchtigen Blick auf die Gestalt des Mannes, den er seiner Tracht gemäß für einen Einheimischen halten mußte.

Eine geraume Weile hatte Robert bereits auf

dem Walle zugebracht, da erhob er plötzlich den rechten Arm und schüttelte drohend die Faust nach dem feindlichen Lager hin. Fast in demselben Augenblicke trat aus einem ziemlich nahe an die Stadtmauer herangeschobenen Zelte ein gewappneter Krieger, seinen Abzeichen nach zu schließen, ein Hauptmann. Jetzt rief Robert mit scheinbar zorniger Stimme in das Lager hinaus:

„Wartet nur, bis Dunois kommt!“

Der englische Krieger sah nach der Stadtmauer. Jetzt erhob auch er die Rechte und machte eine drohende Geberde.

Der Wachposten sah dies, aber er nahm es für Ernst und Wahrheit. Er ahnte nicht, daß sich in seiner Nähe ein Spion befinde, der durch seinen Zuruf und seine drohende Haltung den Engländern auf listig verabredete Weise Nachricht zukommen ließ, deren Gehalt und Bedeutung dieselben wohl zu würdigen wußten.

Robert verließ nach kurzer Zeit und nachdem er einige allgemein gehaltene Worte mit der Wache ausgetauscht hatte, den Wall.

Unterdessen war es dunkler geworden. Der Abendgottesdienst im Dome war zu Ende. Johanna und das andächtige Volk, das an demselben teilgenommen hatte, kehrte nach Hause zurück. Da kam ihr auf halbem Wege dahin ein Bote entgegen. Schon seine rasche Gangart verkündete, daß er der Träger einer wichtigen Kunde sei. Und so verhielt es sich auch. Im nächsten Augenblicke erfuhr Johanna, daß der Bote ein

Abgesandter Dunois' sei, der seinen und des Entsatzheeres Heranzug der Jungfrau melden ließ.

„Dank dir, gütiger Gott, du bist der Retter Frankreichs!" rief Johanna mit lauter Stimme und sank, die Hände zum Gebete faltend, auf die Kniee nieder. Viele aus dem Volke, welche Zeuge des Vorganges waren, thaten dasselbe.

Jetzt erhob sich Johanna. Aus ihrem Blicke strahlte unbeschreibliche Freude.

„Habt ihr's vernommen?" jubelte sie den Umstehenden zu. „Dunois naht und das Heer mit ihm. Ja, ich wußte, daß der Herr des Himmels Orleans nicht verlassen werde."

Und die Freude und der Jubel Johannas teilte sich augenblicklich dem Volke mit. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die frohe Botschaft durch die Stadt, Mut und Zuversicht belebte aufs neue die Gemüter der Orleanisten. Viele eilten aus ihren Häusern und nach dem Stadtteile, in welchem die von allen so hoch gefeierte Jungfrau wohnte. Johanna hatte ihre Behausung noch nicht erreicht. Seitdem ihr auf dem Kirchwege durch den Boten Dunois' die freudige Nachricht geworden war, daß Rettung der bedrängten Stadt nahe, war der Strom der über diese Kunde freudig erregten Menge fortwährend gewachsen, so daß die Jungfrau Mühe hatte, vorwärts zu kommen.

Aber all die Gunst- und Freudenbezeugungen des Volkes änderten die demütige Haltung der Gottgesandten nicht. Mit lauter Stimme gab sie dem Himmel allein die Ehre und forderte die

freudetrunkene Menge, die ihr Schritt auf Schritt folgte, zum heißen Danke gegen Gott und seine Barmherzigkeit auf.

Endlich langte die Jungfrau in ihrer Wohnung an. Auch dort war fast das Erste, was sie that, daß sie im innigen Gebete dem Himmel ihren Dank darbrachte und Gott um seinen ferneren Segen zu ihrem hohen Werke anflehte.

Als Johanna ihre Andacht beendigt hatte, kam ihr auf einmal der Gedanke an Robert Epinal, den sie bei ihrem Gange zur Kirche mit Sicherheit erkannt zu haben glaubte. Eine seltsame Beunruhigung ergriff sie. Wie, wenn dieser kecke Bursche sich soweit hätte verleiten lassen, bei den Engländern als niederträchtiger Spion zu dienen? Und Johanna brachte diesen marternden Gedanken nicht mehr aus ihrem Kopfe. Sie faßte daher den festen Entschluß, am nächsten Tage der Spur Epinals entweder selbst nachzugehen oder durch vertrauenswürdige Personen nachforschen zu lassen. Sie mußte Gewißheit haben über den Zweck, dem sein Aufenthalt in Orleans diente.

Aber der folgende Tag kam, und Johanna gelangte bezüglich Roberts dennoch nicht zur Ausführung ihres Vorhabens. In der Nacht war ein zweiter Bote von Dunois angelangt mit der Meldung, dieser nahe in Eilmärschen und man möge daher alle zur Aufnahme des Heeres erforderlichen Vorkehrungen treffen. Letzteres geschah. Unterdessen machte sich Johanna mit einigen der vornehmsten Heerführer und mit fünfhundert Mann

auf, um dem Entsatzheere eine Meile weit entgegenzuziehen und seinen Durchzug gegen einen möglichen Ausfall der Engländer zu decken.

Es war in den Vormittagsstunden des 4. Mai und an einem Sonntage, als die Marschälle Dunois und d'Aulon, welche das Entsatzheer führten, sich mit Johannas Schar vereinigten und auf Orleans marschierten. Die Franzosen erwarteten mit Bestimmtheit, von den Engländern angegriffen zu werden. Aber was geschah? Unbeweglich blieben diese hinter den Wällen und auf den Türmen ihrer Befestigungen, kein Schuß fiel, es wurde kein Schwert entblößt, als Dunois mit den singenden und betenden Priestern an der Spitze in Orleans einzog.

Schweigend sahen die Feinde dem Schauspiele zu, nicht einmal ihre üblichen Hohn- und Spottrufe gegen die Jungfrau erschollen.

Auf der Plattform eines niedrigen Turmes stand der Hauptmann Chartier und folgte mit sinnendem Blicke den Vorgängen, die sich vor seinen Augen vollzogen.

Plötzlich vernahm er hinter sich ein eigentümliches Knacken. Er drehte sich um. Ein Mann stand hinter ihm und zielte mit einer Armbrust gerade nach der Stelle, wo im französischen Heere Jungfrau Johanna ritt.

„Thor, was machst du?" herrschte Herr von Chartier den Schützen an.

„Ich will meine Feindin töten," antwortete dieser. Schon war er im Begriffe loszudrücken, da schlug ihm der Hauptmann die Waffe aus der Hand.

„Schämt Euch, Robert, auf ein wehrloses Weib zu schießen," sagte Hauptmann Chartier, „das ist nicht Burgunderart."

„Aber sie ist meine Feindin," wiederholte der Bursche, welcher niemand anderer als Robert Epinal war. „Nachdem es mir gelungen ist, aus Orleans zu entrinnen, steht mein Entschluß fest, die Dirne Johanna zu töten. Sie bethört die Leute in Orleans und läßt sich von ihnen huldigen wie eine Königin, sie, die nichts weiter als eine Hirtin ist. Aber sie ist eine Hexe, das kann ich beschwören, und eine Hexe zu töten ist erlaubt."

So redete Robert, während sein mit Haß erfüllter Blick auf der Gestalt Johannas weilte, die sich allmählich in der Menge der ihr folgenden Truppen verlor.

Herr von Chartier antwortete nichts. Erst nachdem das französische Heer sich den Mauern von Orleans genähert hatte, wandte er sich an den neben ihm stehenden Epinal, der finsteren Auges nach der Stadt blickte.

„Wenn Ihr jenem Weib in der Schlacht begegnet," sagte er ruhig, aber ernst, „so thut Ihr ein gutes Werk, sie zu töten. Sie aber jetzt niederschießen zu wollen, wäre ein feiger Mord gewesen. Ihr sollt sie indes wo möglich überhaupt nicht töten, sondern sie lieber lebendig in die Gewalt zu bekommen suchen. Darauf richtet Euer Bestreben, Robert."

Hierauf kehrte Hauptmann Chartier ins Feldlager zurück. Robert Epinal aber blieb auf

der Plattform des Turmes und ließ sein Auge auf den Mauern der Stadt Orleans haften, aus welcher er während der letzten Nacht durch Anwendung von List entkommen war, sobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß Dunois mit dem Entsatzheere aus Blois nahe. Er hatte erwartet, seine wichtige Nachricht werde die Engländer zum Angriffe auf die Franzosen bestimmen. Aber es geschah nichts, und ruhig ließen die Engländer den Feind in Orleans einziehen.

Kaum war Johanna mit den Truppen aus Blois in Orleans angelangt, so meldete ihr Marschall Dunois, daß ihn seine Kundschafter von dem Herannahen eines englischen Hilfsheeres unter dem Befehle des Obersten Falstolf in Kenntnis gesetzt hätten. Hierüber äußerte die Jungfrau große Freude, doch band sie es Dunois aufs Gewissen, ihr die Ankunft Falstolfs sogleich zu melden. Dunois versprach es.

Johanna begab sich, nachdem sie mit Dunois noch verschiedene Maßregeln besprochen hatte, deren Bestimmung war, die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zu nötigen, zur Ruhe. In einem Gemache derselben Wohnung suchte auch ihr vom Marsche ermüdeter Knappe, d'Aulon, seine Lagerstätte auf. Plötzlich vernahm dieser vor seiner Thüre die Stimme der Jungfrau:

„Im Namen Gottes, mein Rat hat mir gesagt, ich solle mich gegen die Engländer aufmachen."

Ihren Rat nannte sie ihre Heiligen, deren geheimnisvolle Stimmen sie vor Gefahr warnte.

D'Aulon begriff nicht, was sie wolle, denn überall herrschte tiefste Stille, auf den Straßen ertönte kein Laut. Auch Johannas Beichtvater und einige andere Priester, die herbeieilten, wußten sich die Worte der Jungfrau nicht zu deuten, welche laut und heftig rief:

„Wo sind denn meine Waffenträger? Das Blut der Unsrigen fließt auf der Erde hin. Bei Gott, das ist sehr übel, daß man mich nicht früher weckte. Unsere Leute sind vor einem Turme in großer Not. Meine Waffen! Meine Waffen! Führt mir mein Roß vor!"

Endlich brachte man ihr die Rüstung.

Inzwischen entstand auch schon Lärm in den Straßen.

Johanna schwang sich auf das Pferd und mit ihrem Banner in der Hand sprengte sie dem Kampfplatze zu, den sie niemals vorher gesehen hatte.

Als die Jungfrau am Thore anlangte, begegneten ihr bereits Scharen fliehender Landsleute. Die Franzosen hatten nämlich, ohne Johanna oder Dunois vorher gefragt zu haben, auf die feindliche Verschanzung bei der Kirche des heiligen Lupus einen Sturm unternommen und waren zurückgeschlagen worden.

Das Erscheinen der Jungfrau erfüllte die Franzosen mit neuem Mute. Sie sprengte tollkühn mitten durch die Fliehenden hindurch auf die Verschanzung los. Sogleich wandten sich die Franzosen abermals gegen den Feind. Nun griff auch Talbot mit frischen Truppen in den Kampf

ein, aber von Orleans her kamen ebenfalls neue Hilfsscharen, welche tapfer auf den Feind einhieben. Nach dreistündigem heftigem Kampfe waren die Franzosen im Besitze der St. Lupusfeste. Es war ein glänzender Sieg, denn eines der wichtigsten englischen Bollwerke war gebrochen, ohne daß die Opfer auf französischer Seite erhebliche gewesen wären. Die Engländer hatten eine um so verhängnisvollere Niederlage erlitten, als ihre Unbesiegbarkeit vernichtet und die Hoffnung der Franzosen auf eine siegreiche Zukunft mächtig verstärkt war.

Am nächsten Tage, am Feste Christi Himmelfahrt, hielten die Franzosen einen Ruhetag. Diesen benützte Johanna, um die Engländer auf friedlichem Wege zur Nachgiebigkeit zu beeinflussen. Sie richtete an dieselben eine abermalige schriftliche Aufforderung, sie möchten die Belagerung aufheben. Das Schreiben befestigte sie an einen Pfeil und ließ es in das Lager der Engländer hinüberschießen. In dem Briefe bemerkte sie, sie hätte ihnen denselben auf ehrenvollere Art übersandt, würden nicht die Engländer einen ihrer Herolde, Guienne, als Gefangenen zurückbehalten haben, den sie sogar verbrennen wollten. Sie ließ ihnen in dem Schreiben sagen, sie sei bereit, denselben gegen einige der bei der Erstürmung der St. Lupusfeste gefangenen Engländer einzuwechseln.

Die Engländer beantworteten dieses Schreiben mit den rohesten Schimpfworten, die sie gegen

Johanna ins französische Lager hinüberriefen. Die Jungfrau nahm sich dieselben so zu Herzen, daß sie in bittere Thränen ausbrach. Die Engländer gaben indes den gefangenen Herold dennoch frei.

Unterdessen bereiteten die Franzosen auf den folgenden Morgen einen Angriff vor. Am nächsten Tage — es war ein Freitag — legte Johanna zuerst ihre Beichte ab, hörte mit ihren Leuten eine Messe und bestieg sodann ihr Streitroß. An der Spitze der vornehmsten Ritter und mit etwa viertausend Mann zog sie durch das Burgunderthor zur Stadt hinaus. Dort setzte man auf Schiffen über die Loire und landete auf einer kleinen, der Feste St. Johann benachbarten Insel.

Beim Anblicke des andrängenden Feindes ließ der Befehlshaber der Feste, der tapfere Engländer Glasdale, diese in Brand stecken und zog sich mit der Besatzung in die Hauptverschanzung zurück. Die französischen Feldherrn wagten den Angriff auf diese nicht, weil sie sich zu schwach fühlten. Da entfaltete Johanna ihr Banner und stürmte vorwärts; doch nur wenige besaßen den Mut, ihr zu folgen.

Mit einem Male erhob sich ein Geschrei:

„Die Engländer kommen mit der ganzen Macht über den Fluß!“

Nun flohen die Franzosen voll Furcht. Selbst Johanna wurde mit fortgerissen. Sie erreichte unbeschadet die kleine Insel wieder, von welcher sie sich aber sogleich samt ihrem Rosse an das vom Feinde besetzte Ufer zurückrudern ließ. Ihrem

Beispiele folgte der tapfere La Hire. Kaum sahen sich die beiden am Ufer, als sie sich auf die Rosse schwangen und mit eingelegter Lanze gegen den Feind ansprengten.

„Im Namen des Herrn, auf die Engländer los!“ rief Johanna voll Kampfbegeisterung.

Die Feinde wichen bestürzt zurück, während die Franzosen, angefacht durch den Heldenmut Johannas und La Hires, sich auf die Engländer warfen. Ein heftiger Kampf entspann sich. Über dem gefährlichen Gewoge der Kämpfenden flatterte das Banner der Jungfrau. Das Gefecht endete mit einer völligen Niederlage der Engländer und dem Verluste ihrer Verschanzung, ihres stärksten Bollwerks.

Groß war der Jubel über den Sieg und die errungene Beute; auch viele Gefangene waren gemacht worden. Die französischen Feldherren gestanden einmütig, daß dieser Waffenerfolg ein Werk der göttlichen Gnade sei.

Für den morgigen Tag setzte Johanna einen Angriff auf die Brückenburg der Engländer fest. Ihrem Beichtvater, Pasquerel, sagte sie, daß für morgen eine schwere Arbeit bevorstehe; sie selbst werde oberhalb der Brust verwundet werden.

Als der Tag dämmerte, (7. Mai), setzte sich Johanna, nachdem sie wie gewöhnlich eine Messe gehört hatte, zu Pferde. Begleitet von zahlreichem Volke und Bewaffneten ritt die Jungfrau vor das Burgunderthor, wo der Statthalter von Orleans,

Herr von Gaucourt, Wache hielt, denn die Feldherren hatten in einem besonderen Rat beschlossen, heute keinen Kampf gegen die Engländer zu unternehmen, und Johanna sollte gehindert werden, durch das Burgunderthor einen Angriff zu versuchen. Darum weigerte sich Herr von Gaucourt, Johanna durchzulassen. Aber das Volk wurde wütend und hätte den starrköpfigen Mann am liebsten erschlagen. Auch die Jungfrau schalt ihn heftig und ließ sodann mit Gewalt das Thor öffnen. Nun waren die Feldherren gezwungen, der Jungfrau zu folgen.

Es war die zehnte Morgenstunde. Die Trompeten der Franzosen ertönten zum Angriffe. Aber die Engländer standen wie an den Boden gewachsen und schlugen die Angreifer zurück. Doch Johanna flößte den Weichenden immer wieder neuen Mut ein.

„Zweifelt nicht, die Feste ist unser," rief sie, „die Stunde ist da, wo die Engländer zu Schanden werden."

Aber dennoch machten die Franzosen keine Fortschritte. Die Engländer fochten mit wilder Tapferkeit. Schon seit vier Stunden tobte der Kampf, viel französisches Blut war geflossen, aber die Brückenburg war noch immer in den Händen der Feinde.

Da entschloß sich Johanna zu einer kühnen That; sie sprang in den Wallgraben, ergriff eine Sturmleiter und legte sie an die Mauer. In diesem Augenblicke beugte sich über die Brüstung

des Walles der Oberkörper eines englischen Armbrustschützen. Er richtete sein Geschoß nach der Jungfrau und im nächsten Augenblicke schwirrte der gefiederte Pfeil, von der Sehne geschnellt, durch die Luft. Er verfehlte sein Ziel nicht. Johanna sank, zwischen Hals und Brust schwer verwundet, zu Boden nieder. Sie hörte noch den Jubelschrei des Schützen; aufsehend blickte sie in das von wilder Freude bewegte Gesicht Robert Epinals. Und schon stürzten sich jetzt die Engländer auf die besinnungslos gewordene Heldenjungfrau. Johanna schien verloren. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr sauste eines französischen Ritters Streitaxt mit wuchtigen Hieben auf die Köpfe der Engländer nieder. Es war Herr von Gamache, derselbe, der sich vor kurzer Zeit noch so rauh gegen Johanna benommen hatte. Nun wichen vor seinem tapferen Arme die Feinde zurück. Inzwischen hatte Johanna ihr Bewußtsein wieder erlangt, und jetzt bot ihr Gamache sein Pferd mit den Worten an:

„Tapfere Ritterin, nehmt meine Gabe. Vergeßt allen Groll. Ich sehe ein, daß ich Euch Unrecht that.“

Johanna antwortete:

„Und ich thäte Euch großes Unrecht, wollte ich Euch zürnen, denn niemals sah ich einen besseren Ritter.“

Trotz ihrer Verwundung konnte die Jungfrau nur mit Gewalt aus dem gefährlichen Graben gebracht werden; sie wollte durchaus in demselben

bleiben. Die Feldherren waren über die schwere Verwundung Johannas sehr bestürzt; der Pfeil hatte das Fleisch so durchbohrt, daß er hinter dem Halse einen halben Fuß lang herausragte. Man nahm ihr den Panzer ab. Der Schmerz preßte ihr Thränen aus. Sie selbst zog indes den Pfeil aus der schweren Wunde, worauf eine starke Blutwelle nachstürzte. Johanna gewann aber ihre Ruhe bald wieder; sie ließ sich einen Verband anlegen und beichtete ihrem Gewissensrate ihre Sünden.

Das Unglück, von welchem die Führerin betroffen worden war, drohte die Franzosen zu entmutigen. Um nun die Zuversicht der Ihrigen zu beleben, rief sie Graf Dunois zu:

„Im Namen Gottes! In ganz kurzer Zeit wird die Feste unser sein! Zweifelt nicht daran, die Engländer werden keine Macht mehr haben über euch. Ruht ein wenig und stärkt euch durch Speise und Trank."

Man gehorchte ihrer Weisung. Sie aber ritt, nachdem sie ihrem Knappen ihre Fahne übergeben hatte, ganz allein nach einem nahen, einsamen Weinberg. Dort blieb sie im inbrünstigen Gebete eine Viertelstunde lang. Sodann begab sie sich zum Heere zurück, ergriff ihre Fahne und näherte sich dem Rande des Grabens.

„Gebt acht, wenn ihr mein Banner nach der Feste wehen seht!" rief sie.

Plötzlich schrie ein dicht neben ihr stehender Ritter:

„Das Banner weht nach der Feste hin!“

„Dann ist alles euer,“ rief sie den Franzosen zu. „Zieht nur hinein!“

Eine unbeschreibliche Freude erfaßte die französischen Krieger. Wie eine Sturzwelle ergossen sie sich über die Schanze. Vergebens boten die Engländer ihre ganze Widerstandskraft und Tapferkeit auf. Das Erscheinen der Jungfrau, die sie für kampfunfähig gehalten hatten, jagte Entsetzen in ihre Reihen; sie wichen überall zurück. Englische Gefangene erzählten hernach, es sei ihnen gewesen, als ob zwei himmlisch schöne Jünglinge auf weißen Pferden in der Luft erschienen seien und der Erzengel Michael selbst die Franzosen zum Siege geführt habe.

Johanna war unter den ersten, welche das Bollwerk erklommen; ihr Banner flatterte in der Luft. Nur Glasdale, der tapfere Verteidiger der Feste, wollte nichts von Flucht oder Übergabe wissen. Da rief ihm Johanna zu:

„Glasdale! Glasdale! Ergieb dich dem Könige des Himmels! Du hast mich eine feile Dirne gescholten, ich habe großes Mitleid mit deiner Seele und mit den Seelen der Deinigen!“

Schrecken befiel den trotzigen Mann. Er warf sich mit den Seinen in die Flucht, als die von einer Kugel schwer beschädigte Brücke einstürzte und die fallenden Trümmer dem tapferen Führer nebst vielen seiner Soldaten in den Fluten der Loire ein Grab bereiteten. Johanna vergoß Thränen über das Schicksal des Helden und der übrigen

Engländer, die mit ihm zu Grunde gegangen waren.

Die Niederlage der Engländer, die an dreihundert der besten Ritter verloren hatten, war entscheidend. Während Johanna unter brausendem Jubel mit Dunois in Orleans einzog und unter den Klängen des „Te Deum“ im Dome Gott die Ehre gab für den herrlichen Sieg, beratschlagten die Engländer über die Art, wie sie ihren Rückzug antreten sollten. Orleans war für sie nun verloren; umsonst waren die Opfer einer siebenmonatlichen Belagerung gewesen, die den Engländern achttausend Mann gekostet hatte.

Am Sonntag den 8. Mai, am Feste der Erscheinung des heiligen Erzengels Michael auf dem Berge Gargan in Sicilien, stellte sich das englische Heer vor seinem Lager in Schlachtordnung auf, sich zum Abzuge rüstend. Die Franzosen glaubten nicht anders, als daß der Feind einen Angriff auf die Stadt beabsichtige und griffen zu den Waffen. Auch Johanna stellte ihre Truppen in Schlachtordnung auf, befahl jedoch strenge, sich mit Rücksicht auf den Tag des Herrn jeden Angriffes zu enthalten, denn es sei der Wille Gottes, daß man sie fortziehen lasse, wenn sie fortziehen wollen. „Greifen sie euch aber an,“ sagte sie, „dann wehrt euch tapfer und seid unverzagt, denn ihr werdet siegen.“

Darauf wurde auf freiem Felde ein Altar errichtet und im Angesichte der Engländer wurden zwei heilige Messen gelesen, ohne daß jene es wagten, die gottesdienstliche Feier zu stören. Sie zogen

ab, offenbar froh, daß sie nicht selbst angegriffen wurden. Die Franzosen wollten ihnen folgen, um ergiebige Beute zu machen, aber Johanna verbot es mit den Worten:

„Lasset die Engländer ziehen! Tötet sie nicht! Sie ziehen hinweg, ihr Abzug genügt mir!"

Indes fiel noch eine Menge Geschütz und reichlicher Kriegsvorrat in die Hände der Franzosen, welche Gott in feierlicher Prozession durch die Straßen der Stadt für die Rettung dankten.

Bis zum Jahre 1830 wurde in Orleans jährlich das Andenken an jene Befreiung der Stadt durch eine feierliche Prozession begangen.

Neuntes Kapitel.

Glänzend hatte die Jungfrau ihr Versprechen gelöst, Orleans zu befreien. Und sie hatte das große Werk, das keinem Feldherrn und keiner Streitmacht innerhalb sieben Monaten gelungen war, in drei Tagen vollbracht. Nun aber wartete ihrer der zweite Teil ihrer Sendung: die Krönung Karls in Reims.

Also schied Johanna von Orleans. Mit Freudenthränen dankten ihr die Bürger, ja sie stellten ihr ihre ganze Habe zur Verfügung. Doch Johanna lehnte alles ab.

Wie der Sturmwind flog die Kunde von diesem Ereignis durch Frankreich, hier unermeßliche Freude, dort Schrecken verbreitend. Überall wohin Johanna auf ihrer Reise zum Könige gelangte, eilten die Leute herbei, um das wunderbare siebzehnjährige Mädchen zu sehen.

In Tours empfing sie der König auf das ehrenvollste, er überhäufte sie mit Beweisen seiner königlichen Huld und Dankbarkeit. Sie aber verlangte von ihm auf das entschiedenste, daß er ohne

Zögern nach Reims ziehen und sich dort krönen lasse.

Aber Karl besaß nicht jenen Mut und jene Entschiedenheit, welche ein Erbteil großer Männer ist und zu hohen Thaten führt. Unentschlossen schwankte er hin und her, unentschlossen waren auch seine Ratgeber. Reims, so sagten die Schwachmütigen, liege weit entfernt und der Weg führe mitten durch feindliches Land.

Diese klägliche Haltung des Königs und seiner Umgebung erfüllte das Herz Johannas mit Bitterkeit und Betrübnis.

„Ich werde nur Ein Jahr sein," sagte sie zum Könige; „deswegen muß man darauf bedacht sein, dieses Jahr gut anzuwenden."

Sie wies mit beredten Worten darauf hin, daß ihr der Zug nach Reims von Gott befohlen sei; sei nur der König erst einmal gekrönt und gesalbt, so würde die Macht seiner Feinde von selbst zerrinnen wie der Schnee vor der Sonne.

Damals befand sich das Hoflager in Loches. Eines Tages lustwandelte Johanna allein auf den blumigen Wiesen, die sich hinter dem königlichen Schlosse ausbreiteten. Ihre Gedanken galten dem Könige und wie sie es anfangen solle, um ihn zur Fahrt nach Reims zu bewegen.

Auf einmal sah sie eine Gestalt vor sich hintreten, halb Jüngling, halb Knabe. Einen Augenblick stutzte sie, dann stieß sie einen hellen Freudenschrei aus.

„Bruder, lieber Bruder mein!" rief Johanna

und umarmte unter Freudenthränen ihren zweitältesten Bruder Johann, der den ganzen weiten Weg von Domremy bis hierher gekommen war, um seine berühmte Schwester wieder zu besuchen, obschon es noch nicht lange her war, daß er sie in Chinon gesehen hatte.

Peter, der andere Bruder, war eben nicht zugegen, als Johann anlangte.

Johanna that ihrer Freude über dieses Wiedersehen keinen Zwang an, sondern überließ sich ganz dem Strome des augenblicklichen Glückes, der ihr Herz durchdrang. Jetzt war sie weiter nichts als die liebende Schwester, die ganz in der Wonne schwelgte, ein teures Familienglied aus der Heimat zu sehen, aus jener Heimat, an welcher sie mit jeder Faser ihres Herzens hing.

Johann erzählte ihr mit leuchtenden Blicken, wie das Volk in der Heimat sie ob ihrer Thaten preise, doch setzte er hinzu:

„Sie sagen, du hättest deine wunderbare Kraft von dem Feenbaume empfangen."

Johanna machte eine Geberde des Unwillens.

„Die Thörichten," rief sie, „wie können sie nur solches glauben! Nie habe ich es mit Zauberei zu thun gehabt, ich hasse sie. Ich habe keine andere Hilfe als meinen Gott und seine Heiligen."

„Höre, Johanna," nahm der Bruder wieder das Wort, „Nachbars Robert trägt viel Schuld, daß die Leute so von dir reden. Er behauptet, dich selbst gesehen zu haben, wie du an Mondscheinnächten unter dem Feenbaum gesessen seiest,

da habest du allerlei sonderbare Weisen gesungen und manchmal um den Baum mit den unsichtbaren Feen herumgetanzt. Aber ich glaube das nicht, Schwester, auch der Vater und die Mutter glauben es nicht, seitdem Robert damals so schändlich gelogen hat. Du weißt schon was ich meine."

Johannas Augen funkelten in edlem Zorne.

„Dieser Elende!" rief sie. „Nenne mir seinen Namen nicht mehr. Wehe ihm, wenn er der Jungfrau in die Hände fällt; er ist ein Verräter."

„Man sagt, er sei ins Heer der Burgunder eingetreten," erzählte der Bruder.

„Zu den Engländern ist er gegangen, der Ruchlose," versetzte Johanna. „Ich habe ihn in Orleans gesehen, wohin er sich eingeschlichen hat, um den Engländern Spiondienste zu leisten. Er ist es auch gewesen, der mir beim Sturme auf die Brückenburg den Pfeil ins Fleisch geschossen hat. Er wollte mich töten, aber Gott hat es nicht zugegeben. Meine Zeit ist noch nicht um."

Die Jungfrau wurde unterbrochen.

Ein Bote des Königs nahte sich ihr mit der Aufforderung, sie möge sich sogleich ins Schloß zum Könige begeben.

Sie kehrte also mit ihrem Bruder dahin zurück. Auf dem Wege begegnete den Geschwistern Peter, welcher mittlerweile von der Ankunft Johanns gehört hatte und sich nicht weniger erfreut zeigte, als es vorhin Johanna gewesen war.

Während die Schwester die beiden Brüder verließ, um sich zum Könige zu begeben, befand

sich bei diesem der Bischof von Castres, Christoph von Harcourt, sein ehemaliger Kanzler. Sie redeten von Johanna und ihren merkwürdigen Thaten.

„Und glaubt Ihr nicht, mein Bischof," fragte Karl, „daß Johanna etwa mit dem Bösen in Verbindung stehe, wie dies die Engländer von ihr behaupten?"

„Nein, mein König, ich bin für meine Person überzeugt, daß sie ihre Sendung von Gott hat. Die Engländer behaupten freilich das Gegenteil, sie behaupten überhaupt noch viele andere Dinge, welche aber die Jungfrau selbst durch ihr heiligmäßiges Leben glänzend widerlegt. Wer so lebt wie sie, kann weder Hexe noch Teufelin sein, aber er ist ein Liebling des Himmels."

Es klopfte an der Thüre.

Auf das Geheiß des Königs öffnete sich diese und die hohe, schlanke Gestalt der Jungfrau erschien. Sie kniete vor dem Könige nieder, umfaßte seine Kniee und sprach:

„Ihr habt mich rufen lassen, hochgeborener Kronprinz."

So pflegte sie den König stets anzureden, denn obwohl er in ihren Augen der rechmäßige Erbe des Thrones war, hielt sie ihn dennoch so lange nicht für den König, als bis er nach Reims gezogen und gekrönt sei.

Und auch jetzt wieder sagte sie, den Wink Karls sich zu erheben, unbeachtet lassend:

„Ehe ich aufstehe, bitte ich Euch, hochgeborener Kronprinz, nicht so oft und so lange

Rat zu halten, sondern alsbald nach Reims zu ziehen, um dort Euere ehrenreiche Krone aufzusetzen."

Der Bischof fragte sie:

„Redet Ihr das aus göttlicher Eingebung, Johanna?"

„Ja, mein hochwürdigster Herr," erwiderte sie bescheiden, nachdem sie sich endlich erhoben hatte, „ich werde dazu angetrieben, ich muß so reden."

„Möchtet Ihr nicht in Gegenwart des Königs erzählen, wie Euch solcher Rat zu teil wird?"

„Ich verstehe wohl, was Ihr gern wissen möchtet," sagte Johanna. „Auch will ich es gern erzählen. Wenn es mich kränkt, daß man nicht daran glauben will, was ich als Gottes Wille verkünde, so gehe ich an einsamen Ort, rufe Gott an und schütte vor ihm mein Herz aus; dann frage ich, warum man mir nicht glaube, was ich sage. Habe ich mein Gebet verrichtet, dann höre ich eine Stimme in mir, welche sagt: Kind Gottes, geh'! Geh'! Geh'! Ich werde mit dir sein! Geh'! So oft ich dann diese Stimme vernehme, empfinde ich große Freude, so daß ich wünsche, es möchte immer so sein."

Während der letzten Worte nahm ihr Antlitz einen himmlischen Ausdruck an und ihre Augen, nach oben gerichtet, erstrahlten in einem überirdischen Glanze.

Karl und der Bischof betrachteten erstaunt das Mädchen; keiner von ihnen hatte sie je in solchem Zustande gesehen.

Johanna wurde aus dem königlichen Gemache entlassen, nicht ohne daß sie Karl seines Wohlwollens und seiner Gnade aufs neue versichert hätte.

Kaum war sie weg, als der König dem Bischof erklärte, die Erscheinung des Mädchens habe auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, daß er jetzt fester als je von ihrer übernatürlichen Sendung überzeugt sei.

„Ich werde nach Reims gehen," erklärte der König mit einer Festigkeit, welche man von ihm nicht gewohnt war und die selbst dem Bischof auffiel.

Diesmal blieb Karl auch bei seinem Entschlusse. Doch verlangte er als Bedingung, daß die Festungen an der Loire vorher den Engländern müßten entrissen werden.

Wer war froher bei dieser Kunde als Johanna? Aber auch sonst fand der Entschluß Karls im Herzen der Franzosen den freudigsten Widerhall. Von allen Seiten strömten Ritter und Bewaffnete herbei, die sich ihm freiwillig zur Verfügung stellten und die bereit waren, für ihn unter dem Banner der Jungfrau zu kämpfen.

Karl übertrug den Oberbefehl über das Heer dem Herzoge von Alençon und Johanna war damit einverstanden. Doch die Gemahlin des Herzogs war es weniger; sie wollte von einer Beteiligung ihres Gemahles an dem schwierigen Feldzuge überhaupt nichts wissen. Johanna aber sagte zu ihr:

„Fürchtet nichts, gnädige Frau. Ich werde Euch den Gemahl gesund und unverletzt zurückbringen.“

Jetzt erst willigte die Herzogin in die Anteilnahme ihres Gatten am Feldzuge. So groß war das Vertrauen, welches Johanna genoß.

Aber auch das gewöhnliche Volk zeigte, von welcher Begeisterung es für die wunderbare Jungfrau durchdrungen war. Die Leute strömten herbei, so oft sie sich in den Straßen sehen ließ, knieten vor ihr nieder und baten sie, ihnen doch ihre Hände und Füße zu zeigen, damit sie sich vergewissern könnten, ob sie auch wirklich von Fleisch und Blut seien; sie küßten ihre Kleider, ja sogar die Füße ihres Pferdes. Es half nichts, daß sie die Leute daran zu hindern suchte, denn diese abgöttische Verehrung widerstrebte ihr.

„Ich weiß mich nicht davor zu bewahren,“ beklagte sie sich einst gegen den Abt Peter von Versailles, der ihr Vorhalt über jene Äußerungen der volkstümlichen Liebe that, „wenn mich Gott nicht davor bewahren will.“

Das Heer, welches König Karl den Engländern entgegenzustellen gedachte, war zum Aufbruche bereit. Von allen Seiten waren die Anhänger Karls herbeigeeilt, der Ruf der Jungfrau, der allgemeine Glaube an ihre himmlische Sendung, erfüllte Adel und Volk mit echter Begeisterung für die königliche Sache.

Von Loches, wo der König noch Hof hielt, begab sich Johanna nach der Stadt Selles, wohin auch

Karl reiste; denn dort war man dem Sammelplatze des Heeres näher. Beim Abschied vom König bat Johanna eigens um die Erlaubnis, recht viele Gefangene machen zu dürfen, denn man werde sie brauchen, um als Lösegeld für den Herzog Karl von Orleans zu dienen, dessen Gefangennahme sie voraussagte; ferner band sie dem Könige auf die Seele, die Vorbereitungen zum Krönungszug nach Reims möglichst zu beschleunigen.

Nachdem sich Johanna von Karl verabschiedet hatte, kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Vor der Hausthüre harrte ein großer Rappe der Heldenjungfrau. Das Tier zeigte eine auffallende Unruhe; es stampfte mit den Vorderfüßen und schlug mit den Hufen auf die Pflastersteine, daß die Funken stoben.

Es dunkelte bereits, als die Jungfrau, angethan mit ihrem Schlachtkleide und mit einer kleinen Streitaxt in der Hand, sich in den Sattel ihres Rosses schwingen wollte, um, begleitet vom Marschall von Boussac, vielen Edelleuten und Soldaten, aufzubrechen. Aber das Pferd bäumte sich und wollte Johanna nicht aufsitzen lassen. Alle Versuche, das störrische Tier zu besänftigen, erwiesen sich vergeblich. Da befahl die Jungfrau, man solle das Roß zu dem Kreuze hinführen, welches vor der Kirche stand. Man that es, und nun widersetzte sich der Rappe nicht länger mehr; ja, er hielt so ruhig, als ob er gebunden gewesen wäre. Nachdem Johanna aufgesessen war, rief sie den vor der Kirchenthüre befindlichen Geistlichen

zu, sie möchten Prozessionen und Gebete zu Gott veranstalten. Dann erst brach sie mit ihrem Gefolge auf, wobei ein Edelknabe ihr Banner voraustrug, während ihre beiden Brüder wie Krieger gerüstet an ihrer Seite ritten.

Sobald sich Johanna mit dem französischen Heere vereinigt hatte, welches nicht mehr als etwa fünftausend Mann zählte und dem englischen an Stärke bedeutend nachstand, wurde Kriegsrat gehalten. Die Uneinigkeit der Führer zeigte sich gleich bei der ersten Zusammenkunft. Diese hielten sich nicht stark genug, die von dem Grafen Suffolk, dem begabtesten und besten Feldherrn der Engländer, mit einer auserlesenen Kriegsmacht besetzt gehaltene Stadt Jargeau anzugreifen. Dies war der festeste Stützpunkt der Engländer. Die Beredsamkeit Johannas, ihr Mut und ihr Gottvertrauen obsiegten indes über alle Bedenklichkeiten der französischen Führer, so daß diese beschlossen, nach Jargeau vorzurücken. Noch an demselben Tage (11. Juni) stießen die Franzosen auf die Truppen Suffolks, der seine Leute vor den Stadtmauern aufgestellt hatte. Beim ersten Anpralle wurden zwar die Franzosen geworfen, aber die Jungfrau stellte sich mit dem Banner in der Hand an die Spitze und riß die Zaghaften zur mutigen That fort. Die Engländer wichen hinter ihre Mauern zurück.

Am nächsten Morgen wurde die Belagerung eröffnet. Johanna selbst bediente das grobe Geschütz und zwar mit einer Geschicklichkeit, welche

allgemeine Bewunderung erregte. Auf einmal fiel der Blick Johannas auf den Herzog von Alençon, der in ihrer Nähe stand. Da rief sie ihm, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, zu:

„Herzog, gehe zur Seite oder jene Maschine tötet dich.“ Sie deutete auf die Kanone des Feindes.

Der Herzog gehorchte und schon in demselben Augenblicke flog das feindliche Geschoß herüber, das einem Edelmanne, du Lude, welcher zufällig des Herzogs Platz eingenommen hatte, den Kopf von den Schultern riß. Den Herzog befiel Schaudern und Erstaunen über diese Voraussicht der Jungfrau.

Das französische Geschütz spielte den Belagerten so übel mit, daß Graf Suffolk bereits am dritten Tage um fünfzehntägigen Waffenstillstand bat. Die Jungfrau aber schlug das Gesuch ab und ließ Suffolk melden:

„Wenn die Engländer damit zufrieden sind, so mögen sie mit ihrem Leben und ihrem Rocke abziehen, andernfalls werde man gegen sie Sturm laufen.“

Der englische Befehlshaber wies die Forderung der Jungfrau als mit seiner Ehre unvereinbar zurück. Hierauf ließ Johanna zum Sturm blasen; des noch zögernden Herzogs von Alençon Bedenken überwand sie mit den Worten:

„Ach, edler Herzog, du fürchtest dich? Weißt du nicht, daß ich deiner Gemahlin versprochen habe, dich gesund und heil ihr zurückzubringen?“

Alençon widerstand nicht länger mehr. Johanna eilte in den Kampf, der bald furchtbar wurde und vier Stunden lang tobte, ohne daß sich das Schicksal für eine der beiden Parteien entscheiden wollte. Da ergriff Johanna, von Kampfeslust durchlodert, eine Leiter und erklomm, mit der Fahne in der Hand, kühn den Wall. Die Engländer erkannten sie an dem flatternden Banner. Ein Hagel von Geschossen umtoste sie und ein großer Stein, der sie am Kopfe traf, schleuderte sie von der Leiter. Aber, welch ein Wunder! Der Stein zerschellte und die Jungfrau blieb unverletzt, obschon die Engländer bereits laut über den Fall der kühnen Führerin jubelten. Schon stand Johanna wieder auf den Füßen und rief den Ihrigen zu:

„Freunde, hinauf! hinauf! Seid guten Mutes! Unser Herrgott hat die Engländer verstoßen. Zu dieser Stunde sind sie unser!“

Dieser Zuruf schwellte die Herzen der Franzosen mit neuer Begeisterung und lieh ihren Armen neue Kraft. Unaufhaltsam drängten sie an den Sturmleitern auf die Wälle, die Engländer wichen zurück und Jargeau fiel in die Hände der Franzosen. Dies geschah am siebenunddreißigsten Tage nach der Einnahme von Orleans. Die Engländer hatten schwere Verluste erlitten. Unter den Gefangenen, welche die Sieger machten, befand sich auch Graf Suffolk, der tapfere feindliche Befehlshaber. Die Stadt Jargeau, welche es mit den Engländern gehalten hatte, büßte empfindlich

für ihre Untreue. Sie wurde nicht nur gänzlich ausgeplündert, sondern auch viele ihrer Bürger fielen unter dem Racheschwerte der Franzosen.

Der Fall von Jargeau brachte neue Scharen von freiwilligen Kämpfern in die Reihen der Königlichen, die nach der Einnahme jener Stadt nach Orleans zurückgezogen waren.

Sobald Johanna ein Heer von sieben- bis achttausend Mann um sich versammelt sah, zog sie zu neuen Thaten aus. Man hatte Kunde erlangt, daß ein englisches Heer, von Talbot geführt, heranziehe; der Vortrab desselben wurde allein schon auf Tausende geschätzt.

Johanna vernahm diese Nachricht mit Freude. Zudem erhielt das königliche Heer um diese Zeit durch eine von Graf Arthur, dem Herzog von Richemont und ehemaligem Connetable von Frankreich befehligte Streitmacht eine erhebliche Verstärkung.

Nachdem die Franzosen am 17. Juni das feste Baugency, welches Talbot verlassen hatte, um sich bei Yenville mit dem tapferen Fastolf zu vereinigen, eingenommen hatten, beschloß Johanna, den zum Entsatze der Feste heranrückenden englischen Feldherren entgegenzutreten. Außerhalb Baugency stellte sie ihre Leute in Schlachtordnung.

„Habt ihr gute Sporen?“ fragte sie hierauf mit lauter Stimme den Herzog von Alençon, so daß es alle Umstehenden hören konnten.

„Was!“ riefen diese, „wir sollen vor dem Feinde fliehen?“

„Nein,“ versetzte die Jungfrau, „aber die Eng-

länder werden sich nicht verteidigen; sie werden euch den Sieg überlassen und ihr braucht euere Sporen wohl, um ihnen nachzujagen."

Zugleich sagte sie voraus, daß die Franzosen nur einen einzigen Mann verlieren würden.

Doch kam es vor Baugency zu keinem Treffen, da die Engländer es bei dem Anblicke der kampfbereiten Franzosen vorzogen, nach dem nahen Meun und nach Yenville zu ziehen. Die Franzosen wagten nicht, dem Feinde zu folgen. Aber Johanna ließ keine ihrer Bedenken gelten.

„Im Namen Gottes," rief sie entscheidend, „wir müssen sie bekämpfen. Wären sie auch in den Wolken aufgehängt, wir werden sie erreichen, denn Gott schickt sie uns, damit wir sie züchtigen. Mein Rat hat mir gesagt, daß sie alle unser sind."

Dieser Gottesmut fachte alle Herzen an, selbst die verzagten Gemüter wußte Johannas Zuversicht zu befeuern. Aus den vorzüglichsten Reitern wählte sie eine starke Vorhut von 1500 Mann unter der Führung des kecken La Hire und einiger anderer erprobter Reiter. Sie selbst hätte die Schar gern geführt, man gestattete es ihr indes nicht.

Das englische Heer hatte bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Es befand sich in der Nähe des großen Dorfes Patay. Plötzlich erhob der Nachtrab der Engländer ein lautes Geschrei. Aus dem Niederholze der bewaldeten Ebene jagte ein aus seinem Verstecke aufgescheuchter Hirsch hervor. Und nicht lange währte es, so er-

schien auch schon der Jäger; aber in ganz anderer Gestalt, als ihn die Engländer sich etwa vorgestellt hatten. Auf einmal donnerte es über die Ebene her, der Boden zitterte unter den Hufen anstürmender Pferde. Voll Schrecken gewahrten die Engländer die französische Reiterei hinter sich. Diese war schon seit fünf Stunden mit der Verfolgung der Engländer beschäftigt und schon fürchteten die Franzosen, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, als ihnen das laute Schreien des durch den Hirschen in Erregung versetzten feindlichen Nachtrabes die Nähe des Feindes verriet.

Die Engländer wollten sich, als sie die drohende Gefahr sahen, eilends verschanzen. Aber der ungestüme La Hire ließ ihnen keine Zeit dazu. Und als das französische Hauptheer unter Johanna nachgerückt kam, da entwickelte sich eine blutige Schlacht oder eigentlich ein blutiges Gemetzel, denn weder Talbots noch Fastolfs Anstrengungen konnten die fürchterliche Niederlage abwenden. An 2000 bis 3000 Mann verloren die Engländer; Talbot geriet in Gefangenschaft. Fastolf hatte sich durch die Flucht gerettet. Die Franzosen aber zählten nur, wie Johanna es vorausgesagt hatte, einen einzigen Toten.

So endete die blutige Jagd bei Patay.

Johanna weinte auf dem Schlachtfelde bei dem Anblicke so vieler Gefallener heiße Thränen. In diesen Augenblicken war sie nicht die Heldin, welche den Erbfeind Frankreichs bekämpfte, sondern das von Mitleid bewegte weibliche Wesen.

Die Folgen des Tages von Patay trafen auf die Engländer und ihre Parteigänger schwer. Nicht nur daß das furchtbare englische Heer größtenteils vernichtet war, auch eine Anzahl fester Plätze kehrten infolge jener Schlacht unter die Herrschaft König Karls zurück. Das moralische und kriegerische Übergewicht Englands in Frankreich war so gut wie dahin. Und dies alles war das Werk eines einfachen siebzehnjährigen Bauernmädchens, dessen sich der Himmel bediente, um Frankreich zu retten.

In Paris, welches ganz auf seiten der Engländer stand, herrschte Angst und Schrecken. Man richtete sich zur Verteidigung ein, denn schon glaubten die treulosen Pariser, das königliche Heer vor ihren Wällen zu sehen. Jetzt verstummte der Spott der Pariser über das „Königlein von Bourges", wie sie Karl zu nennen pflegten. An den Herzog Philipp von Burgund schickten sie eine feierliche Gesandtschaft, um ihn dringend zu einer Beratung nach Paris einzuladen, wo der Herzog von Bedford, Philipps Schwager, befehligte. Philipp erschien und schloß mit demselben ein Schutz- und Trutzbündnis.

Unterdessen betrieb Johanna mit brennendem Eifer die Vorbereitungen zu der Reimser Krönungsfahrt. Sie sagte zu dem Könige, der manchmal noch immer Zweifel an der Göttlichkeit ihrer Sendung hegte, er solle nur guten Mutes sein; es werde ihm nicht an Kriegern fehlen, eine große Menge werde zu ihm stoßen. Und so war

es auch. So viele Edelleute scharten sich unter die siegreichen Banner der Jungfrau, daß es zuletzt den Höflingen ganz angst wurde; manche Adelige, die zu arm waren, um sich eine bessere Rüstung zu verschaffen, traten lieber als gemeine Bogenschützen in das Heer ein, ehe sie auf den Kampf für die königliche Sache verzichteten.

Dessenungeachtet aber mußte Johanna den König und seinen Rat fortwährend aneifern und beiden sagen, sie möchten nur keine Furcht haben, denn man werde auf keinen Widerstand treffen. Gerade der König, der schwach im Glauben war und auf jede Einflüsterung fremden Zweifels hörte, und die teils zaghaften, teils eigennützigen Ratgeber hefteten sich wie Bleigewichte an die thatendurstige Seele der Heldenjungfrau.

Da faßte Johanna einen kühnen, aber ihrer würdigen Entschluß; müde des ewigen Zauderns, in welchem sich der königliche Hof gefiel, brach sie am 27. Juni in Begleitung mehrerer Hauptleute und mit einem Teile des aus 12,000 Mann bestehenden Heeres auf. Nun sah sich der König gezwungen, ihr zu folgen, was er auch zwei Tage später that.

Der Weg nach Reims war lang und gefahrenreich. Alle Straßen, Brücken und Städte dorthin waren von den Feinden besetzt; auch bot die Verproviantierung des Heeres Schwierigkeiten, die durch die täglich anwachsende Streitmacht des Königs noch erhöht wurde.

Der Zug bewegte sich an Auxerre und St. Flo-

rentin vorüber, welch beide Städte zu den Engländern und Burgundern hielten. St. Florentin ergab sich freiwillig, Auxerre dagegen versprach Unterwerfung, sobald die Städte Troyes, Chalons und Reims bezwungen sein würden. Aber schon in Troyes stieß Karl auf ernsten Widerstand. Diese Stadt war das stärkste Bollwerk der englisch-burgundischen Partei. In ihr war vor neun Jahren jener schmachvolle Vertrag geschlossen worden, welcher der Freiheit und Macht Frankreichs die Lebensader zerschnitten und es zu einer Provinz Englands herabgedrückt hatte.

An die Bürger von Troyes sandte Johanna ein Schreiben, sie auffordernd zur Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrn. Die Bewohner der abtrünnigen Stadt entrüsteten sich über diese Zuschrift, verbrannten sie und nannten Johanna eine Närrin und eine von Teufeln Besessene. Sie gaben ihr keine Antwort.

Auch die Bemühung Karls, die Stadt durch Güte zu gewinnen, schlug fehl. Die Bürger von Troyes sandten nach Reims um Hilfe. Ihrem rechtmäßigen Herrn aber und seinem Heere verweigerten sie jede Unterstützung. Die nächste Folge war eine fürchterliche Hungersnot, welche bei den königlichen Truppen einriß. Tage lang fehlte es ihnen an Brot. Es war noch ein Glück, daß die umliegenden Äcker mit Mengen von Bohnen bepflanzt waren, die dem Heere zum Unterhalte dienten. Mißmut und Verzweiflung kroch wie eine giftige Natter in die Gemüter und in vielen

Köpfen tauchte der Gedanke an Umkehr auf. Am schwächsten bewies sich wie sonst die Umgebung des Königs; dessen Räte trugen Titel und Würden ganz vergeblich, denn sie wußten keinen Rat, außer höchstens den einzigen: umzukehren.

Vier Tage lag das Heer bereits vor Troyes. Da berief Karl eine Versammlung, um über die nächsten Schritte zu beraten. Nur Johanna wurde nicht zu derselben herangezogen. Dafür glaubten ihre Widersacher um so leichteres Spiel zu haben. Insbesondere war es der Erzbischof von Reims, der Kanzler des Reiches, selbst, welcher sich an die Spitze derjenigen stellte, die für unverzügliche Aufhebung der Belagerung und für den Rückzug stimmten. Und so dachte die Mehrzahl in der Versammlung. Während nun die Vornehmen nach den besten Auswegen suchten und dennoch keine befriedigenden zu finden wußten, schlug einer der Herren vor, man solle Johanna herbeirufen, da sie vielleicht einen heilsamen Rat zu erteilen wisse. Habe doch der König auch den Feldzug auf ihre Ermahnung allein hin beschlossen.

Dieser Rat gefiel und Johanna wurde vor die Versammlung beschieden. Sie erschien und begrüßte den König mit gewohnter Ehrfurcht. Sodann richtete der Kanzler die Worte an sie:

„Johanna, der König und sein Rat sind in arger Verlegenheit; sie wissen nicht, was zu thun ist.“ Und der Kanzler setzte die Jungfrau von den Verhandlungen und von der Stimmung der

Versammlung in Kenntnis. Da wandte sich die Jungfrau mit der Frage an den König:

„Werdet Ihr meinen Worten glauben, hochgeborener Dauphin?“

„Wenn Ihr etwas Brauchbares und Vernünftiges redet, so werde ich Euch gern glauben,“ versetzte Karl.

Da fragte sie zum zweitenmal:

„Wird man meinen Worten glauben?“

Und der König erwiderte darauf:

„Je nachdem euere Rede ist.“

„Nun, edler Dauphin,“ sprach Johanna mit ruhiger, fester Stimme, „so gebietet euerem Heere, die Belagerung von Troyes zu beginnen. Im Namen Gottes! Ehe drei Tage verflossen sind, werde ich Euch in Troyes einführen, sei es durch Güte oder Gewalt. Der falsche Burgund wird in große Bestürzung geraten, zweifelt nicht!“

„Johanna,“ versetzte der Kanzler, „wenn wir gewiß wüßten, daß die Stadt in sechs Tagen unser ist, wollten wir gern warten; aber ich weiß nicht, ob Ihr die Wahrheit gesprochen habt.“

Da glitt es wie Unwillen über die Züge Johannas.

„Zweifelt nicht, sage ich Euch,“ widerholte sie mit eindringlicher Stimme. „Morgen ist die Stadt unser.“

Ein Murmeln lief durch die Versammlung, ein Murmeln des Beifalls und der Verwunderung.

Johanna hatte über die Zagenden den Sieg davongetragen, der Sturm wurde beschlossen.

Vom Rate hinweg begab sich Johanna zu

den Truppen und führte sie, ihnen das Banner vorantragend, in die Nähe der Gräben. Alle Hände rührten sich nun, um dieselben auszufüllen; der Edelmann arbeitete neben dem gemeinen Bogenschützen und Schanzknechte, um Balken, Thüren, Fenster und Dachsparren herbeizuschleppen, welche man zur Herstellung von Sturmhütten und Schutzdächern verwendete. So wurde rastlos die ganze Nacht hindurch gearbeitet und überall ordnete Johanna an und leitete sie die Rüstungen zum morgigen Sturmangriff.

Mit steigender Besorgnis gewahrten die Bürger von Troyes diese ernsten Vorbereitungen. Schon sank vielen der Trotz und der Mut. Bereits erhoben sich die Stimmen einflußreicher Männer, welche zur Unterwerfung rieten. Namentlich wirkte der beredte Franziskanermönch Richard in diesem Sinne auf die Bürgerschaft. Der Bischof und das Domkapitel gehörten insgeheim ohnehin schon der Sache des Königs an; nun machten auch diese ihren Einfluß zu gunsten Karls geltend und rieten dringend zur Übergabe. Noch immer habe die Jungfrau an der Spitze der königlichen Truppen gesiegt. Besser sei es zu unterhandeln und sich zu unterwerfen, als alles auf die Spitze des Schwertes zu stellen und alles zu verlieren.

Eine bange Nacht verstrich für die Bürger von Troyes. Es brach der Morgen des 9. Juli heran. Unter dem Rufe: Zum Sturme! führte Johanna die Ihrigen gegen die Gräben, die sie mit den Faschinen zu füllen befahl.

„Sie rücken zum Angriffe vor!“ schrieen die Leute auf den Wällen der Stadt. „Seht, dort flattert das Banner des Mädchens!“

„Und schaut nur!“ rief jetzt eine Stimme, „welche Mengen weißer Schmetterlinge um ihr Banner fliegen.“

Jetzt bemerkten auch andere Personen dieses seltsame Schauspiel. Angst und Schrecken befiel das Volk, welches von den Mauern aus die Vorbereitungen des feindlichen Heeres beobachtete.

Da öffnete sich ein Thor der Stadt. Ein feierlicher Zug bewegte sich aus den Mauern. Es waren: der Bischof von Troyes, die hervorragendsten Heerführer und angesehensten Bürger. Sie begaben sich zum königlichen Zelt und baten König Karl um Milde und Verzeihung. Und Karl, ein guter Herr, sprach das schöne Wort aus:

„Ich verzeihe Euch.“

Troyes unterwarf sich, der englisch-burgundischen Besatzung aber wurde freier Abzug gewährt.

Johanna stand, während das feindliche Heer aus der Stadt zog, mit ihrem Banner in der Nähe eines Häufleins von Bogenschützen.

Eben kamen die Burgunder vorüber. Sie richteten Blicke finsteren Hasses auf Johanna und auf die neben ihr aufgereihten Soldaten.

Mit einem Male erscholl aus den Reihen der Burgunder eine kräftige Stimme. Es war ein Zuruf, an Johanna gerichtet, und ein freches, schwer beleidigendes Wort.

Der Jungfrau schoß zuerst eine dunkle Blut-

welle der Scham ins Antlitz. Dann aber richtete sich ihr in Entrüstung loderndes Auge auf den rohen Beleidiger. Beim ersten Laute schon hatte sie ihn erkannt — es war Robert Epinal, der fluchwürdige Verräter. Nur flüchtig sah sie den Elenden an, dann kehrte sie ihr Gesicht mit dem Ausdrucke der Verachtung ab. Daß Robert sie beschimpft, daß er ihr nach dem Leben gestrebt hatte, dies hätte sie ihm vergeben können, daß er aber unter die Feinde seines Königs und nun gar zu den Burgundern gegangen war, das verzieh sie ihm nicht.

Die feindliche Besatzung war vorübergezogen. Nun erst ritt Johanna in die Stadt, wo sie die Bogenschützen zum Empfange des einziehenden Königs in zwei langen Reihen aufstellte, die vom Thore bis zu der Kathedrale reichten. Unter dem Geläute der Glocken und vom Jubel des Volkes umrauscht hielt Karl seinen feierlichen Einzug. An seiner rechten Seite ritt Johanna, in ihrer Hand wogte ihr geliebtes Banner. Der glänzende Zug bewegte sich nach der Kirche, wo ein Hochamt abgehalten wurde und Karl sich von den Bürgern von Troyes den Eid der Treue leisten ließ.

So hatte sich das Wort der Jungfrau erfüllt, welches sie gestern im Rate des Königs gesprochen hatte: „Morgen ist die Stadt unser."

Nicht lange verweilte Karl in dem wiedergewonnenen Troyes. Johanna trieb ihn unaufhörlich zur Eile und zum Weitermarsche nach Reims an.

Am 12. Juli setzte der König mit seinem Heere den Zug fort. Auf diesem wurde zunächst Chalons berührt, das sich schon auf die erste Aufforderung Karls ergab, so sehr hatte der Fall des trotzigen Troyes die Gemüter derer von Chalons entmutigt. An der Spitze seiner Soldaten zog der König in Chalons ein, das ihn jubelnd als seinen rechtmäßigen Herrn begrüßte.

Kaum hatte Karl von der Stadt, deren Schlüssel ihm vom Bischofe derselben übergeben worden waren, Besitz genommen, da erschienen in dem Hause, in welchem Johanna einquartiert war, vier Bauersleute und verlangten die Jungfrau zu sprechen; sie gaben an, aus Domremy und Greux zu sein und seien herbeigekommen, um ihre wunderbare Landsmännin zu begrüßen.

Mit gerührter und tiefbewegter Seele empfing Johanna die vier Männer. War doch einer derselben, Johann Morel, einer ihrer Taufzeugen gewesen. Einer aber war unter ihnen, bei dessen Anblick ihre Seele ein wirkliches Weh durchdrang. Sogar Thränen schimmerten in ihren Augen, als sie demselben die Hand zum Gruße reichte.

„Es freut mich, Euch zu sehen, lieber Epinal,“ sagte sie mit zitternder Stimme.

Gerardin Epinal war's, der Vater Roberts!

Einen Augenblick hielt der schon grauhaarige Mann die Hand der Jungfrau fest und indem er ihr ins Antlitz sah, äußerte er stockend:

„Ach, Johanna, wenn ich Euch 's sagen könnte, wie unglücklich ich bin. Robert . . .“

Der Schmerz übermannte den Alten. Johanna verstand wohl die Ursache der Bewegung, von welcher das Innere Epinals ergriffen worden war.

„Tröstet Euch, Vater Epinal," sagte Johanna in mildem Tone des Mitleides, „vielleicht geht er in sich und bereut."

„Ach, Johanna, Ihr seid eine Heilige," redete Epinal und zwei dicke Tropfen flossen ihm über die Wangen, „betet für ihn, damit er in sich gehe. Er ist fort von uns, von seinem alten Vater und seiner alten Mutter, um, wie er sagte, mit Euch nach Orleans zu ziehen. Ihr wißt, Johanna, daß wir's erst mit den Burgundern gehalten haben. Aber seit König Karl durch Euch solche Siege gewonnen hat, bin ich in meiner Gesinnung ein anderer geworden. Und auch Robert hat behauptet, er wolle von den Burgundern nichts mehr wissen, sondern für König Karl, den rechtmäßigen Herrn Frankreichs, kämpfen. Er hat mich aber hintergangen, denn ich weiß jetzt, daß er bei unseren Feinden steht. Ach, wenn ich nur wüßte, wo ich ihn finden könnte, ich würde sogleich zu ihm gehen und ihn mit Bitten beschwören, entweder mit mir heimzukehren oder für Karl zu kämpfen."

„Lieber Epinal," erwiderte Johanna nicht ohne Ergriffenheit, „zu Robert könnt Ihr nicht gehen, die Wege sind überall voll Kriegsvolk und unsicher. Betet für ihn und ich werde Euch beten helfen."

Kein Wort des Tadels oder des Zornes über Robert entwich den Lippen der edlen Jungfrau.

Und sie hätte doch so viel Ursache zu einer herben Äußerung gehabt.

Der alte Epinal wischte sich eine Zähre ab und drückte mit stummem Danke dem Heldenmädchen die Hand.

Jetzt erkundigte sich Johanna nach ihren teuren Eltern, nach Verwandten und Bekannten der lieben Heimat und indem sie den Antworten zuhörte, die ihr auf ihre Fragen wurden, bewies sie durch den Ausdruck ihres Antlitzes, wie sehr ihr Herz an ihrem trauten heimatlichen Dörfchen hing.

Die biederen Männer aber konnten sich ihrerseits nicht genug wundern über das Mädchen Johanna, von dem sie sich niemals hatten träumen lassen, daß es einst unter solchen merkwürdigen Umständen vor ihnen stehen könnte. Vom einfachen, ungekannten Bauernkinde zur berühmten, gefeierten Kriegsheldin! Welch ein Unterschied und welch ein Wandel!

„Und fürchtet Ihr Euch denn gar nicht, Johanna," fragte jetzt Vater Epinal, „wenn Ihr in der Schlacht seid? Woher Ihr nur solchen Mut habt?"

Sie blickte den Fragenden mild, aber ernst an.

„Nein," antwortete sie, „ich habe gar keine Furcht, denn Gott hat mein Herz stark gemacht. Was ich fürchte, das ist nur der Verrat; sonst fürchte ich nichts."

Indes verweilte Johanna nicht länger bei diesem trüben Gedanken. Bald darauf nahm sie Abschied von ihren Landsleuten. Dem alten Epinal

versprach sie nochmals, für Robert beten zu wollen; ihrem Taufzeugen Morel schenkte sie ein rotes Kleidungsstück, welches sie gerade trug und das dem Manne gefallen hatte. An ihre geliebten Eltern sandte sie tausend Grüße und den innigen Wunsch, sie recht bald wieder sehen zu können. Als sie jedem der Männer die Hand drückte, schimmerte es wohl feucht in Johannas Augen, aber sie war stark genug, diese Rührung rasch zu unterdrücken. Das stille Sehnen nach ihrer Heimat durfte über ihr Herz keine Gewalt haben. Noch lag eine große, wichtige Aufgabe vor ihr und bevor diese nicht erfüllt war, konnte sie an eine Heimkehr zu den Ihrigen nicht denken.

Am nächsten Morgen verließ König Karl Chalons, um sich auf den Weg nach dem Hauptziele, nach der Krönungsstadt Reims, zu machen. Wieder wie sonst beschlich Zaghaftigkeit und Bangen des Königs Herz, denn er glaubte nicht in den Besitz jener Stadt zu gelangen, da es ihm an Belagerungsgeschütz gebrach.

Johanna beruhigte Karl.

„Seid ohne Besorgnis," sagte sie, „die Bürger von Reims werden vielmehr zu Euch kommen. Sie werden sich Euch ergeben, ehe Ihr noch vor ihre Stadt gelangt seid. Geht also mutig vorwärts, denn durch männliches Handeln werdet Ihr euer ganzes Reich gewinnen."

Klingt es nicht seltsam, daß ein Mann, ein König, von einem schwachen Mädchen zu männlichem Handeln aufgemuntert werden mußte?

Als man in Reims von der Annäherung Karls erfuhr, ließen die englisch-burgundischen Befehlshaber bei den Bürgern anfragen, ob sie willens seien, sich gegen Karls Heer zu halten. Umgekehrt wollten die Einwohner von Reims erfahren, ob sie sich auf die Besatzung verlassen könnten. Wilhelm von Chatillon, der die Truppen befehligte, eröffnete den Bürgern, sie müßten sich unbedingt sechs Wochen lang halten, ehe von Burgund und den Engländern Hilfe ankomme. Diese Erklärung gab bei den Bürgern den Ausschlag. Insgeheim neigten sie sich längst auf die Seite Karls; nur hatten sie diesen Gefühlen nicht offen Ausdruck zu verleihen gewagt, solange die burgundisch-englische Besatzung in ihren Mauern lag und Karl VII. noch weit entfernt war. Jetzt aber warfen sie alle Rücksicht entschieden ab und in einer Versammlung wurde einhellig beschlossen, dem Könige die Thore zu öffnen und ihn als ihren rechtmäßigen Herrn zu empfangen. Die Befehlshaber der Besatzung widersetzten sich der Ausführung dieses Beschlusses zwar, aber endlich mußten sie dennoch nachgeben und sich bequemen, die Stadt zu verlassen.

Die Bürger von Reims übersandten dem Könige die Schlüssel der Stadt. Karl aber verhieß ihnen Vergebung und Verzeihung. Ehe der König seinen Einzug feierte, betrat sein Kanzler, der Erzbischof Reinhold von Chartres, die Stadt und seine bischöfliche Residenz, welche er seit seiner Ernennung zum Erzbischofe nicht mehr gesehen

hatte und ohne Johanna auch vielleicht nie mehr gesehen haben würde. Und doch war gerade er allzeit einer der hartnäckigsten Widersacher der Jungfrau gewesen, deren Pläne und Unternehmungen er auf alle mögliche Weise zu hintertreiben versucht hatte.

Ein großartiger Zug war es, der sich am Abende desselben Tages durch die reich geschmückten Straßen der alten Krönungsstadt bewegte. Wieder ritt wie sonst Johanna an der Seite ihres Königs, und unzählige Blicke ruhten bewundernd auf dem „himmlischen Wesen“, wie sie Papst Pius II. nannte.

Schon hatte man sich der Kathedrale genähert, als Johanna eine bekannte Stimme zu vernehmen glaubte, die dicht neben ihr aus der drängenden Volksmasse sich erhob. Sie blickte hin — ein freudiges Zittern durchlief ihren Körper und ein seliges Lächeln schwebte um ihren Mund: sie hatte ihren alten Vater, ihren Oheim Laxart und ihren ältesten Bruder Jakob erkannt, welche gekommen waren, um Zeuge zu sein von dem Ruhme Johannas. Diese hatte vor kurzem, als sie in Chalons jene vier Männer aus ihrer Heimat begrüßte, nicht geahnt, daß sie der Freude, ihren Vater wieder zu sehen, so nahe sei.

Doch im nächsten Augenblicke schon waren ihr die Teuren wieder entschwunden. Die Trompeten schmetterten vor dem Portale der Kathedrale und König Karl stieg vom Pferde; ein Gleiches that Johanna und das edle Gefolge, worauf die glän-

zende Schar die hochgewölbten, hehren Hallen betrat.

So sehr sich auch Johanna danach sehnte, Vater, Bruder und Oheim begrüßen zu können, so wollte sie sich dieses Glück dennoch nicht eher gestatten, als bis sie ihre Sendung bis auf den letzten Buchstaben erfüllt sah und der König gekrönt war.

Die ganze Nacht hindurch verging mit den Vorbereitungen zu dieser Feier. Johanna aber ließ dem eidbrüchigen Herzog von Burgund einen Brief schreiben, der noch bis auf den heutigen Tag erhalten ist und zu Lille gezeigt wird. In demselben fleht sie den Burgunderfürsten demütig an, nicht länger mehr gegen das heilige Königsland Frankreich zu streiten, sondern einen festen Frieden zu schließen. Sie sagt ihm, daß er gegen die Franzosen keine Schlacht gewinnen werde, denn alle, die da Krieg führen wider diese, führen es gegen Jesum, den König des Himmels und der ganzen Welt. „Deswegen bitte ich," fährt der Brief fort, „mit gefalteten Händen und flehentlich, daß Ihr keine Schlacht wider uns liefert und keinen Krieg wider uns führt." Schließlich empfiehlt sie den Herzog der Gnade Gottes.

Der Morgen brach an. In feierlichem Zuge begab sich König Karl in die Domkirche, wo er von dem Erzbischofe und der gesamten Geistlichkeit empfangen wurde.

Der König schritt zum Altare, neben welchem Johanna mit dem Banner stand. Karl gelobte,

in seinem Reiche die Kirche zu schirmen und zu verteidigen, er gelobte, den wahren Frieden zu aller Zeit zu bewahren, das Volk zu schützen vor jeder Ungerechtigkeit, dagegen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit walten zu lassen und nach seinen Kräften die Irrgläubigen zu verbannen und aus dem Reiche fern zu halten. „Alles dieses gelobe ich eidlich," schloß er den feierlichen Schwur.

Nachdem Karl vom Herzoge von Alençon eigens noch zum Ritter geschlagen worden war, hielten zwei Würdenträger des Reiches die Krone über das Haupt des Königs und zeigten diesen dem ganzen Volke, indem sie den Sitz aufhoben, auf welchem er saß. Das Volk begrüßte seinen König mit jubelndem Zuruf, und die Trompeten schmetterten hell in den brausenden Freudenstrom.

Der Erzbischof salbte nun den König mit dem heiligen Öle aus jener Lampe, welche einst der heilige Remigius bei der Salbung des Frankenkönigs Chlodwig benützt hatte und die aus der Abtei des heiligen Remigius in feierlicher Prozession herbeigebracht worden war.

Damit war die hehre Feier der Hauptsache nach beendet.

Jetzt kniete Johanna vor ihrem königlichen Herrn nieder und während Thränen der Freude über ihr Antlitz herabrannen, sprach sie mit gerührter Stimme:

„Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß ich Orleans befreite und Euch in die Stadt Reims führte, wo Ihr die

heilige Weihe empfangen solltet, damit es offenbar werde, daß Ihr der wahre König seid, dem die Krone Frankreichs von rechtswegen gebührt."

Den Umstehenden selbst, welche diese Worte vernahmen, schlichen sich Thränen in die Augen. Jeder fühlte das wahrhaft Erhebende dieses Augenblicks und da war keiner mehr, der nur noch im leisesten an der erhabenen Sendung der Jungfrau gezweifelt hätte.

Das Volk aber blickte mit Bewunderung und tiefer Rührung auf die Heldenjungfrau.

Sobald die Feier vorüber war und die rauschenden Lustbarkeiten ihren Anfang genommen hatten, suchte Johanna ihren Vater, Oheim und Bruder Jakob auf, nachdem die bei ihr befindlichen Brüder Peter und Johann inzwischen von der Ankunft jener geliebten Personen bereits unterrichtet worden waren.*)

Der alte Vater konnte den Blick von der Gestalt seines Kindes kaum wenden; immer wieder betrachtete er es voll Liebe und Bewunderung und mehrmals rief er aus:

„Ich kann es fast nicht glauben, daß du meine Johanna bist. Ach, wenn dich die Mutter und dein Schwester sehen könnten! Aber die Mutter ist alt und krank und dein Schwester muß sie

---

*) Es ist hier Gelegenheit, einen unliebsamen Schreibfehler zu verbessern, der sich im zweiten Kapitel S. 12—18 mehrmals eingeschlichen hat und unbemerkt geblieben ist. Dort ist von René, einem Bruder Johannas, die Rede. Es muß aber stets heißen: Peter. A. d. V.

pflegen. Ich kann es dir nicht sagen, wie viele Grüße sie mir aufgetragen haben. Und die Mutter besonders sagte mir noch beim Abschiede: Johanna soll immer brav bleiben und fromm, sie soll ja nicht stolz werden, weil Gott sie zu so Hohem erwählt hat, und niemals vergessen, daß sie aus einer armen Hütte hervorgegangen ist. Die Mutter schickt dir ihren Segen — sie fürchtet, dich auf Erden nimmer wieder zu sehen."

Johanna horchte mit gesenktem Haupte.

„Ich werde den König bitten, mich in meine Heimat zu entlassen," sagte sie langsam den Blick zu dem Vater erhebend. „Meine Aufgabe ist erfüllt und der König gekrönt. Ich werde wieder zu euch zurückkehren, in mein geliebtes Domremy, zu meiner stillen Kapelle, zu meiner Herde und zu dem schattigen Buchenbaum."

„O Tochter," rief der Greis und seine Stimme zitterte vor Freude, „wenn du das thun wolltest, wie glücklich wären wir alle zusammen. Ja, kehre wieder heim zu uns in unsere arme Hütte." . . . Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Es ist uns manchmal so bang um dich, als wenn dir ein großes Unglück bevorstünde. Seit Nachbars Robert fort ist zu den Burgundern . . ."

Johanna wehrte dem Vater hastig ab.

„Redet mir jetzt nicht von ihm, ich bitte Euch," sagte sie, und auf einmal schien ihre ganze Milde und engelsgleiche Güte von ihr gewichen zu sein, hart und herb blickte es aus ihren Zügen.

Der alte Arc ließ diesen Gegenstand des Ge-

spräches auch sofort fallen, als er sah, wie peinlich seine Tochter davon berührt wurde. Dagegen begannen jetzt sowohl der Oheim Laxart wie auch die Brüder in Johanna zu dringen, sie möge ja nicht unterlassen, recht bald zum Könige zu gehen und ihn um ihre Entlassung zu bitten.

Johanna hatte es kaum versprochen, als ein Diener des Königs angemeldet und von Johanna sogleich angehört wurde. Sie glaubte nicht anders, als daß der König sie zu sich bescheiden lasse. Wie aber staunte sie, als ihr der Diener einen kostbaren Beutel, mit Gold gefüllt, überreichte und dabei sprach:

„Im Auftrage des Königs übergebe ich dies Euch, Jungfrau, als Geschenk für eueren Vater.“

Gerührt dankte Johanna für diese königliche Spende und auch der alte Arc stimmte mit hochfreudigem Gefühle in diese Dankesworte seiner Tochter ein.

Übrigens ehrte nicht bloß Karl VII. den Vater der Heldenjungfrau, sondern auch die Stadt Reims selbst ließ es sich angelegen sein, die Angehörigen Johannas gebührend zu bewirten. In dem Gasthause, wo dieselben Einkehr genommen hatten, wurden sie auf Kosten der Stadt verpflegt. Vater Arc erhielt überdies noch zu seiner Reise ein schönes Pferd zum Geschenk.

Dem Drange ihres eigenen Herzens folgend und ihres Versprechens eingedenk, das sie dem Vater gegeben hatte, verfügte sich Johanna zu dem Könige, um ihn zu bitten, sie mit den Ihrigen

in die Heimat zu entlassen. Karl, strahlend vor Glück über den Erfolg seines Zuges nach Reims, empfing die Jungfrau mit der freundlichen Frage:

„Womit kann ich Euch lohnen, Johanna, für euere Treue, die Ihr euerem Könige erzeigt habt?"

„Edler König, ich habe nur eine einzige Bitte zu stellen — laßt mich heim zu meinen alten Eltern. In Domremy wünsche ich fortan mein Leben zu verbringen."

Der König blickte überrascht die Bittstellerin an.

„Ihr wollt mich jetzt verlassen, Johanna?" fragte er. „Das kann nicht sein — jetzt noch nicht."

„Aber meine Sendung ist vollendet, edler König. Mein Rat heißt mich nicht weiter gehen."

Karl wandte sich an den Erzbischof von Reims und an einige andere Würdenträger, die sich zugegen befanden.

„Und was meint ihr, ihr Herren?"

Einer nach dem anderen gab seine Meinung ab — aber alle waren gegen Johannas Bitte.

„Ihr seht, Jungfrau," sprach der König lächelnd, „daß wir Euer noch nicht entraten können; bleibt also noch bei uns, euer König befiehlt es."

Johanna neigte in stiller Ergebung ihr Haupt.

„Wenn es mein edler König befiehlt, so muß ich gehorchen," sagte sie.

Mit diesem Bescheide suchte sie die Ihrigen auf. Ihr Vater vernahm ihn mit Leidwesen, ihre Brüder beklagten einstimmig des Königs Befehl.

Sie wären so gern mit ihrer berühmten Schwester heimgekehrt nach dem trauten Thale von Domremy.

Einige Tage später schickte sich Jakob d'Arc mit seinen Söhnen und dem Oheim Laxart zur Rückreise an. Nur Peter verblieb bei der Schwester.

Der Abschied war kurz und herb — Johanna hatte jetzt schon das Vorgefühl, daß sie die Ihrigen auf Erden wohl nie wieder sehen werde. Aber sie beherrschte ihren Schmerz, um dem in Thränen zerfließenden greisen Vater das Scheiden nicht zu schwer zu machen.

Sobald sich Johanna von den Ihrigen getrennt hatte, warf sie sich wieder mit dem vollen Feuereifer ihrer jugendlichen Seele auf das, was sie als ihre Pflicht hielt.

Von Reims aus zog König Karl nach Paris. Überall öffneten sich ihm die Thore der Städte, überall wurde ihm als rechtmäßigem Herrn gehuldigt. Nur das Schloß Thierry rüstete sich zum Widerstand, aber die Besatzung ergab sich zuletzt dennoch, ohne den Sturm der königlichen Truppen abzuwarten.

Nach der Einnahme des festen Thierry ließ König Karl die Jungfrau zu sich bescheiden.

„Jungfrau Johanna," sagte der Monarch voll Wohlwollen, „sprecht, womit kann ich Euch belohnen? Ich will Euch jede Bitte gewähren, redet frei heraus."

„Edler König, ich begehre für mich nichts," antwortete Johanna. „Nur um Eines bitte ich —

möge die Gnade meines Herrn Königs meiner Heimat zu gute kommen. Das Dorf Domremy ist arm, die ganze Pfarrei Greux ist arm, ich bitte Euch, edler König, meiner Heimat für immer Freiheit von Steuern und Abgaben zu gewähren."

„Und sonst wünscht Ihr nichts, Johanna?" fragte Karl verwundert über solche Selbstlosigkeit.

„Nichts, mein König."

Karl gewährte sofort die edle Bitte des hochherzigen Mädchens. Die Urkunde wurde noch zu Thierry ausgestellt und ist datiert vom 31. Juli 1429; sie wurde 1610 von Ludwig XII. aufs neue bestätigt. Erst dem größten Verbrechen, dessen sich Frankreich je schuldig gemacht, seiner blutigen Revolution, blieb es vorbehalten, jene verbrieften Rechte zu vernichten. Der Freibrief aber hat sich noch erhalten.

Je weiter Karl auf seinem Marsche vordrang, desto häufiger wurden die Kundgebungen des Volkes, dessen Liebe und Anhänglichkeit nun mit Gewalt zum Durchbruche gelangte. Allenthalben unterwarfen sich die Bewohner der Städte und des flachen Landes, von allen Seiten strömten die Leute herbei und jubelten: „Hoch lebe Karl, König von Frankreich!" Auch den Lobgesang „Dich, Gott, loben wir!" stimmten sie an.

Johanna wurde bis zu Thränen gerührt, als sie diese Freudenbezeigungen des Volkes sah, welches sich namentlich in Crépy beim Einzuge des Königs kaum zu fassen wußte vor Begeisterung.

„Das ist ein gutes Volk,“ sagte Johanna zu den neben ihr Reitenden, dem Erzbischof von Reims und dem Grafen Dunois, „ich habe noch nie ein Volk gesehen, das sich so über die Ankunft seines Königs gefreut hätte. Möge es Gottes Wille sein, daß ich in dieser Erde ruhen könnte, wenn meine Tage zu Ende sind.“

„Aber an welchem Orte hofft Ihr denn zu sterben, Johanna?“ fragte der Erzbischof.

„Wo es Gott gefallen wird,“ antwortete sie, „denn ich kenne weder Zeit noch Ort besser als Ihr. Möchte es aber meinem Gott gefallen, daß ich jetzt die Waffen niederlegen könnte, um meinem Vater und meiner Mutter zu dienen und die Schafe mit meinen Brüdern und meiner Schwester zu hüten, die sich sehr freuen würden, mich wieder zu sehen.“

Und bei diesen Worten blickte sie in frommer Sehnsucht zum Himmel auf.

In Crépy erhielt König Karl ein Schreiben des Herzogs von Bedford, welcher als „Regent“ Frankreichs an Stelle des auf dieses Land Anspruch erhebenden englischen Königs Heinrich V. die Hauptstadt Paris besetzt hielt. Der Herzog forderte in anmaßender Sprache den König auf, sich an einem bestimmten Tage irgendwo mit Johanna, welche er ein „verrufenes Weib“ zu nennen wagte, und mit allen seinen Anhängern einzufinden, damit man endlich über den Frieden verhandle oder, wenn ein solcher nicht erreicht werden könne, mit dem Schwerte die Sache entscheide.

Dieses Schreiben beantwortete König Karl damit, daß er dem englischen Herold sagte:

„Dein Herr wird wenig Mühe haben, mich zu finden, ich bin es vielmehr, der ihn sucht.“

Wenige Tage hernach stand der Herzog von Bedford mit allen seinen Truppen bei Senlis. Bei den Engländern befanden sich auch die Burgunder in einer Stärke von 6—800 Mann. Kaum eine Stunde weit entfernt lag das französische Heer. Der Herzog von Bedford hatte eine außerordentlich günstige Stellung bezogen. Vergeblich bemühten sich die Franzosen, ihn aus derselben herauszulocken. Die kriegerischen Ereignisse bei Senlis beschränkten sich auf einige heftige Plänklergefechte, in welchen auf beiden Seiten mit eben so viel Tapferkeit wie Grausamkeit gekämpft wurde.

Am heftigsten tobte der Streit am Abende des 15. August. Eine starke Anzahl kampfbegieriger Franzosen war bis an die Befestigungslinie des Feindes herangekommen und hatten diesen herausgefordert. Die Engländer warteten nicht lange bis sie einen kräftigen Ausfall machten. Ein wütendes Handgemenge entstand. Hageldicht flogen die Pfeile, die Luft wurde erfüllt von dem Geschrei der Streitenden, der Boden erdröhnte unter dem Gestampfe der Rosse. Schrecklich war das Getöse der Schwerter, wenn sie, von kräftigen Fäusten geschwungen, auf die Blechhauben der gemeinen Soldaten oder auf die Helme der Ritter niederzischten oder klirrend auf die Harnische trafen. Beide Teile fochten mit gleicher Tapferkeit und

gleicher Wut. Endlich aber schien es doch, als ob die Franzosen dem an Zahl überlegenen Gegner unterliegen müßten. Schon entfernten sie sich weiter und weiter von der englischen Verteidigungslinie in der Bewegung nach rückwärts und es stand zu befürchten, daß die englisch-burgundischen Bogenschützen und Ritter die Streiter König Karls zur Flucht zwingen würden.

Plötzlich erschien die Jungfrau Johanna an der Spitze der Franzosen. Mit erhobener Lanze drang sie gegen den Feind vor und rief den Ihrigen ermunternde Worte zu. Das Beispiel der heldenhaften Führerin bezauberte die Franzosen. Mit neuem Mute stürmten sie vorwärts und so wuchtig war ihr Anprall, daß die Schar der Engländer ins Schwanken geriet und gleich darauf merklich zu weichen anfing.

Da erklangen von dem Lager der Engländer her Trompetentöne, und wenige Augenblicke hernach ertönte auch auf seiten der Franzosen dasselbe Zeichen. Es war der Befehl zum Rückzuge für beide Teile. Nur ungern ließen die erhitzten Gegner voneinander ab.

Schon war der Kampf nahezu eingestellt, nur hie und da klirrten noch ein paar sich kreuzende Schwerter, da zischte ein Pfeil durch die Luft und traf Johannas Panzer, wo er kraftlos auf den Boden fiel. Fast in demselben Augenblicke ersah die Jungfrau auch schon den Schützen, der ihr das gefährliche Geschoß zugesandt hatte. Er stand höchstens fünfzig Schritte von ihr entfernt und

nun blickte sie in sein von Haß und Mordgier erfülltes Gesicht — in das Gesicht Robert Epinals. Da konnte sich Johanna nicht mehr zurückhalten. Mit der Lanze drohend rief sie dem Elenden zu:

„Wehe dir, Verräter! Du wirst den Lohn für deine Thaten noch ernten!“

Ein höhnisches Gelächter aus Roberts Mund ertönte, dann verschwand der Bursche in dem Gewühle der zurückgehenden Soldaten.

Es war ein blutiger Tag gewesen, denn obschon es der Herzog von Bedford zu keiner regelrechten Schlacht hatte kommen lassen, waren doch die Verluste auf beiden Seiten sehr erheblich. An dreihundert tapfere Männer hatte der Tod gefordert und noch größer war die Zahl der Verwundeten. Und wenn auch die Engländer keineswegs geschlagen worden waren, denn es konnte sich keiner der Gegner den ausschließlichen Sieg zuschreiben, so trat dennoch der englische Feldherr den Rückzug nach Paris an. Die Nachrichten aus der Normandie, wo die Engländer bisher noch am sichersten gesessen waren, waren höchst beunruhigender Natur und zwangen Bedford, zum Schutze dieses alten englischen Stammlandes hinzueilen.

König Karl rückte, nachdem ihm die Städte Senlis, Compiègne und Beauvais gehuldigt hatten, weiter nach Paris vor. Damals hatte sich Johanna einen unversöhnlichen Feind geschaffen. Dies war der Bischof Peter Cauchon von Beauvais, der von den Bürgern dieser Stadt vor die Wahl gedrängt worden war, entweder sich dem Könige zu

unterwerfen oder ihre Stadt zu verlassen. Der Bischof that das letztere.

Wäre Karl VII. ein thatkräftiger Mann gewesen, so hätte er damals ohne Verzug nach Paris ziehen müssen, wie es Johanna verlangte. Statt dessen aber verlegte er sich auf Unterhandlungen mit dem treulosen Herzog Philipp von Burgund, dem Verbündeten der Engländer. Karl hatte mit ihm einen vierzehntägigen Waffenstillstand geschlossen, nach dessen Ablauf Paris friedlich ausgeliefert werden sollte. Aber es fiel dem Herzog nicht ein, jene Bedingung nach Verlauf der festgesetzten Frist zu halten. Unverzeihlich war es da von Karl, noch ferner mit dem wortbrüchigen Burgunder Verhandlungen anzuknüpfen, während er doch stark genug war, ihm mit dem Schwerte in der Faust die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Fast überall war Adel und Volk bereit, sich dem Könige zu unterwerfen, so in der Pikardie, in der Isle de France, selbst in der Normandie, in welch letzterer Provinz eine für die Engländer sehr gefährliche Bewegung entstanden war. Anstatt nun diese günstige Sachlage auszubeuten, blieb König Karl in unbegreiflicher Trägheit in Compiègne. Vergebens bat Johanna den Monarchen, er möge nach Paris ziehen, vergebens versprach sie ihm, daß dieser Zug von Erfolg sein werde: Karl rührte sich nicht vom Flecke.

Da schritt die Jungfrau kühn zu selbsteigenem Handeln. Ohne die Erlaubnis des Königs abzuwarten, brach sie mit dem Herzog von Alençon

und einer beträchtlichen Streitmacht von Compiègne auf und zog nach Paris. Drei Tage später, am 26. August, zog sie ohne Schwertschlag in Saint-Denys, der uralten Ruhestätte der französischen Könige, ein. Und König Karl? Er blieb unthätig in Compiègne liegen, ja er schloß sogar, anstatt mutig dem Beispiele der Heldenjungfrau zu folgen, mit dem Burgunderherzog einen neuen Waffenstillstand, der bis zu Weihnachten dauern sollte. In weniger als zwei Tagen wäre Karl mit seinem Heere vor Paris gestanden, wo Furcht und Bestürzung alle Köpfe verwirrt hatte. Aber der zaghafte, unentschlossene und unmännliche König ließ sich lieber von den Einflüsterungen seiner Räte leiten, welche gerade das Gegenteil von dem wollten, was die thatendurstige Johanna begehrte.

Diese umringte indes seit ihrer Ankunft in Saint-Denys die Hauptstadt Paris „wie eine junge Löwin einen Schafstall“. Unermüdet war sie, ihre Leute gegen die Besatzung der Stadt in kleinen Gefechten rege zu erhalten, heute vor diesem, morgen vor einem anderen Thore, und stets bestrebt, die schwächste Stelle von Paris ausfindig zu machen. Doch mied sie es vorsichtig, einen Sturm zu wagen, ehe nicht der König angelangt sei. Ehe sich aber dieser aus seiner Gemächlichkeit aufrütteln ließ, bedurfte es der ernstesten Vorstellungen und größten Anstrengungen von seiten des Herzogs von Alençon, welchen Johanna an den Hof des Königs, der sich von Compiègne nach Senlis begeben hatte, wiederholt schickte. Endlich brach Karl auf, aber

auch diesmal nur mit Widerwillen und zog nach Saint-Denys.

Wer war glücklicher als Johanna? Nun konnte es an dem Schlußerfolge des großen Werkes nicht mehr fehlen. Dies war der feste Glaube, welcher Volk und Heer durchdrang und belebte, und der namentlich alle Herzen mit unbegrenzter Verehrung und Bewunderung für das unvergleichliche lothringische Bauernmädchen erfüllte. Aber man sah in Johanna nicht mehr das Kind aus dem Volke, man verehrte in ihr die Heilige, und so sehr sie selbst in ihrem demutsvollen Sinne dagegen eiferte, konnte sie dennoch nicht hindern, daß sich das Volk ihr mit maßloser Verehrung nahte. Sehr viel trug zu dieser Auffassung die Heiligkeit ihres Lebenswandels bei und die Strenge, womit sie gegen sich selbst Zucht übte, sie aber auch von ihren Kriegern verlangte.

Eines Tages, es war kurz nach dem Einzuge des Königs, schritt Johanna durch das Lager des Heeres. Da gewahrte sie in Gesellschaft einiger Soldaten eine Weibsperson, die sich durch ihr freches Gelächter und ihr unweibliches Benehmen auffällig machte. Johanna, stets um die Ehre und Würde ihres Geschlechtes besorgt, trat, helle Entrüstung im Antlitz, auf die Gruppe zu.

„Was suchst du hier im königlichen Lager?“ herrschte sie die Person voll Zornes an.

„Ich vergnüge mich, wie du siehst,“ versetzte die andere mit frechem Tone und Blicke. „Das kann mir niemand wehren. Auch du nicht.“

„Nicht?“ that Johanna scharf. „Augenblicklich wirst du diese Stelle und das Lager verlassen!“ Und mit raschem Griff riß sie das Schwert aus der Scheide, jenes kostbare Schwert, welches man hinter dem Altare der Katharinenkirche von Fierbois gefunden hatte, jene sieggeschmückte Waffe. Mit diesem Schwerte schlug sie auf die freche Weibsperson los, welche schreiend die Flucht ergriff. Aber, o Schrecken! — Johanna hatte die edle Klinge in zwei Stücke zerschlagen.

Sofort begab sich Johanna zum Könige und erstattete ihm Bericht über den betrübenden Vorfall. Karl schien sehr unangenehm berührt davon.

„Warum habt Ihr nicht lieber einen tüchtigen Stock benützt, Johanna,“ sagte er, „und die Dirne ordentlich geschlagen? Wie mochtet Ihr das Schwert also preisgeben, das Euch von Gott selbst gekommen ist. Ihr habt nicht gut gehandelt, Johanna.“

Die Jungfrau mußte zugestehen, daß Karls Tadel nicht ganz ohne Grund war. Aber wer durfte es ihr andererseits verargen, wenn sie der Eifer für Gottes Ehre verzehrt und sie sogar angetrieben hatte, mit dem Rettungsschwert Frankreichs eine Unwürdige ihres Geschlechts zu züchtigen?

Gleichwohl ging ihr der Verlust der kostbaren Waffe sehr zu Herzen. Auf des Königs Geheiß versuchten sich die tüchtigsten Waffenschmiede, den zerbrochenen Stahl wieder aneinanderzuschweißen — es war vergeblich, das Schwert von Fierbois blieb zertrümmert. Welche Vorbedeutung mochte diesem Ereignis innewohnen? Hatte es irgend

einen geheimnisvollen Bezug auf die bevorstehende Bestürmung der Stadt Paris?

Die Befehlshaber König Karls hatten beschlossen, den Angriff auf die Hauptstadt am 8. September vorzunehmen. Es war dies aber das Fest Mariä Geburt, ein Donnerstag.

Johanna erhielt von ihrem himmlischen Rate keinen Bescheid, wie das Unternehmen verlaufen werde; gewiß war es auch nicht sie, bei welcher der Plan entstanden war, Paris gerade an jenem Festtage anzugreifen.

Am bezeichneten Tage bezog das französische Heer vor Paris eine geordnete Stellung. König Karl war in Saint-Denys zurückgeblieben. Um Mittag begann der Kampf, welchen die Franzosen, unterstützt von ihrem schweren Geschütze, eröffneten. Die Engländer und Burgunder bereiteten ihnen jedoch einen heißen Empfang. Gleichwohl drangen die Franzosen, geführt von Johanna, die sich mit ihrer Fahne in der vordersten Reihe der Stürmenden befand, bis an den ersten Graben vor. Ein scharfes Handgemenge entwickelte sich hier. Plötzlich sah Johanna ein Schwert gegen ihre Brust blitzen. Ein Blick von ihr — und sie hatte ihren Feind wieder erkannt: Robert.

„Elende, dies ist deine letzte Stunde!" rief er voll Wut. Schon fuhr die Waffe auf ihren Körper nieder, da bog sich Johanna rasch zur Seite und der Hieb zerschnitt nur die Luft. Und nun erfaßte die Jungfrau ihren unversöhnlichen Hasser rasch am rechten Handgelenk, um ihm das Schwert

zu entreißen. Ein erbittertes Ringen entstand. Aber Johanna war kräftig, und zudem stählte der Gedanke die Muskeln ihres Armes, daß sie ihren Gegner unter allen Umständen wehrlos machen müsse, wollte sie sich selbst vor Schaden von seiner Hand bewahren. Und es gelang ihr. Bald fühlte sie das Schwert in ihrem Besitze und nun schleuderte sie es in weitem Bogen in den Graben.

„Da, holt es Euch wieder, wenn Ihr Lust habt!“ rief sie dem Überwundenen zu. Robert wollte sich, von Grimm erfaßt, auf die Siegerin stürzen, als er von einem riesigen Franzosen über den Haufen gerannt wurde. Als er sich unverletzt wieder erhob, war er bereits durch das wogende Getümmel von Johanna getrennt.

Diese hatte indes mit ihren Kriegsleuten den ersten, wasserlosen Graben überschritten und war schon am zweiten. Hier aber wurde ihrem Vordringen durch den tiefen Wasserstand desselben Einhalt gethan. Sie ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern untersuchte mit dem Schafte ihrer Lanze an verschiedenen Stellen die Tiefe des Grabens, während ihn ihre Leute mit Reisig und Balken auszufüllen suchten.

Indem erhob sich in der Stadt drinnen das Geschrei: „Alles ist verloren! Rette sich wer kann! Der Feind ist eingedrungen.“ Es waren die Anhänger des Königs Karl, welche diesen Ruf ausstießen, im Glauben, die Engländer dadurch bestürzt zu machen und einzuschüchtern. Aber die List war umsonst. Es eilten im Gegenteil jetzt

noch mehr Verteidiger auf die Wälle, während andere, welche den Ruf gehört hatten, sich ängstlich in ihren Häusern einschlossen.

Johanna trotzte mit männlichem Mute den Anstrengungen der Belagerten, sie und ihre Leute durch einen Hagel von Geschossen aller Art zu vertreiben.

„Übergebt die Stadt dem Könige von Frankreich!" rief sie den Parisern laut zu. Diese antworteten mit Schimpf- und Schmähworten und mit einem Pfeilgeschoß, welches Johannas Schenkel verwundete. Unmittelbar darauf zischte ein zweiter Pfeil daher und Johannas Bannerträger, der neben ihr stand, hatte ihn im Fuße stecken. Um den Pfeil herauszuziehen, lüftete er sein Visier, da sank er plötzlich, zu Tode getroffen, nieder; ein neuer Pfeil hatte ihm die Stirne zwischen den Augen zersplittert.

Trotz ihrer Verwundung wollte Johanna nicht von ihrem Vorhaben ablassen, den zweiten Graben zu nehmen. Sie feuerte ihre Leute fortwährend zum Kampfe an, obschon sie selbst gezwungen war, hinter einem nahen Erdhügel sich niederzulegen. „Der Platz wird erobert werden!" verkündigte sie ermutigend den Stürmenden.

Mittlerweile war die Sonne zur Rüste gegangen. Da gaben die Führer des Heeres ganz und gar wider den Willen der Jungfrau den Befehl zum Rückzug, weil die Krieger ermüdet seien und das Wasser des Grabens zu tief sei. Johanna widersetzte sich der Ausführung jenes Befehles; sie

weigerte sich sogar, den Platz zu verlassen, und der Herzog von Alençon, sowie verschiedene andere Hauptleute drangen umsonst mit Bitten in sie, nachzugeben; beinahe mußte man sie mit Gewalt entfernen. Es war Mitternacht, ehe die Jungfrau den Hügel verließ.

Das französische Heer hatte ziemliche Verluste erlitten. Das Schlimmste aber war, daß Johanna zum erstenmal besiegt vom Kampfplatze hatte weichen müssen. Endlich hatten ihre Feinde den Triumph erlebt, ihre Unbesiegbarkeit gebrochen zu sehen. Und die denkfaule Menge, welche mit ihrem Blicke nur am Äußeren haften bleibt und sich keine Mühe giebt, nach dem wahren Zusammenhange der Dinge zu forschen, war durch diesen einzigen Stoß, welchen Johannas Macht erlitten hatte, wankend geworden im Glauben an sie.

Aber Johanna wollte diese Schlappe um jeden Preis auswetzen, der Eindruck jener Niederlage durfte nicht fortwirken, sondern mußte so rasch wie möglich durch den Glanz eines Sieges verdrängt werden.

„Ich werde nicht von hier weggehen, bis ich die Stadt habe,“ erklärte sie am nächsten Morgen dem Herzog von Alençon und einigen anderen hervorragenden Führern. Ihr Mut und ihre Ausdauer wurden gerade jetzt gehoben durch den Übertritt des Baron von Montmorenci von der feindlichen Seite ins königliche Lager. Montmorenci war der mächtigste Baron der ganzen Provinz Isle de France. Dieses Ereignis bestärkte Johanna

und die übrigen Führer, nochmals einen Angriff zu unternehmen. Die Truppen setzten sich in Bewegung. Da kam ein Befehl des Königs, welcher den Rückzug anordnete. Man gehorchte, aber nur mit Widerstreben.

Johanna hoffte aber dennoch ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Am nächsten Morgen wollte sie mit ihrem Kriegsvolke eine Brücke überschreiten, welche der Herzog von Alençon über die Seine hatte schlagen lassen. Als sie jedoch mit dem Herzoge und anderen Hauptleuten den Übergang bethätigen wollte, war die Brücke zerstört. König Karl VII. selbst hatte, von der Absicht Johannas unterrichtet, sie abbrechen lassen. Es war geradezu ein Verbrechen, welches der König an sich selbst und an Johanna beging. Er that, was ihm seine Räte sagten, und unter diesen waren nicht wenige, welche der Jungfrau übel wollten. König Karl war ein mattherziger, träger Monarch, der eines so wunderbaren Mädchens, wie Johanna, ganz und gar unwert war. Er war das Werkzeug seiner elenden Höflinge, diese aber liebten die Thaten und kriegerischen Gedanken Johannas nicht. Sie wollten die Hauptsache durch friedliche Unterhandlungen mit Burgund bewirken.

Diese feigen Seelen waren es auch, welche den König überredeten, nach der Loire zurückzugehen. Umsonst suchte Johanna, suchten die mit ihr übereinstimmenden Heerführer den König von einem solchen Schritte zurückzuhalten. Der Rückzug wurde beschlossen. Da ging Johanna nach

der Kathedrale von Saint-Denys und dort hing sie ihre ganze Waffenrüstung und das vor Paris erbeutete Schwert voll Dankes gegen Gott, gegen die Jungfrau Maria und gegen den Schutzheiligen des Landes auf.

Das schöne Heer löste sich größtenteils auf, und Karl blieb, da der Winter nahe war, in Chinon, von wo er vor drei Monaten zum Krönungszuge aufgebrochen war.

Johanna bat den König, er möge sie jetzt zu den Ihrigen in die Heimat entlassen. Sie fühlte, daß ihr Werk vollendet sei und ihre kriegerische Laufbahn sich ihrem Ende zuneige. Karl willigte aber in ihre Bitte dennoch nicht und Johanna blieb. Dafür bemühte sich Karl, der Jungfrau den Aufenthalt an seinem Hofe ihren großen Verdiensten gemäß angenehm zu gestalten. Er gab ihr eine ausgesuchte Dienerschaft aus lauter Edelfräulein. Nach seinem ausdrücklichen Willen mußte Johanna einen durchbrochenen Wappenrock aus Goldstoff tragen; ihr Haupt schmückte ein kostbares Barett, ihre Finger zierten wertvolle Ringe, darunter ihr einer, ein Andenken an ihre Eltern, der teuerste war.

Die vorzüglichste Auszeichnung, die ihr der König zu teil werden ließ, war jedoch die, daß er sie, ihre ganze Familie und deren Nachkommen in den Adelsstand erhob. Die Urkunde wurde gegeben zu Meun am Flusse Jevre, im Monate Dezember 1429 und ausgefertigt am 16. Januar 1430. Außerdem gestattete Karl den Brüdern

Johannas, als Wappen zwei goldene Lilien in einem blauen Helme, dessen Spitze eine Krone schmückte, führen zu dürfen. Von dieser Auszeichnung nannten sich die Nachkommen Du-Lis (von der Lilie). Auch ließ Karl auf Johanna eine Denkmünze prägen, deren eine Seite ihr Bild wies, während die andere eine bewehrte Hand enthielt mit der Umschrift: „Durch Gottes Ratschlüsse gestärkt."

Aber alle diese Ehren und Auszeichnungen hat Johanna nicht gesucht und nicht gewollt. Nicht nach diesen Dingen stand die Sehnsucht ihres Herzens. Tausendmal glücklicher hätte sie der König gemacht, wenn er sie ihrem von Gott bestimmten Berufe zurückgegeben hätte, der darin bestand, dem Könige zu dienen und das Vaterland seinen Feinden zu entreißen.

Zehntes Kapitel.

Der Winter hemmte den Fortgang der kriegerischen Ereignisse nicht vollständig. Beide Teile übten sich fleißig im kleinen Kriege, und zahlreich waren die Scharmützel und Gefechte, aus welchen die Franzosen, geführt von Johanna, siegreich hervorgingen. Dagegen verloren sie Saint-Denys, welches die Engländer besetzten und wo diese wie Barbaren in den ehrwürdigen Grabstätten der französischen Könige hausten. Nochmals lächelte das Kriegsglück dem Heldenmute der Jungfrau, als diese die Stadt Pierre le Moutiers im Loirethale mit stürmender Hand eroberte. Nach dieser glänzenden Waffenthat erhielt sie vom Rate der königlichen Feldherren den Auftrag, die Stadt Charité zu nehmen. Sie unterzog sich nur gegen ihren Willen und ohne von der Stimme der Himmlischen in ihrer Brust angeeifert worden zu sein, jenem Werke. Es scheiterte. Sie eilte nach dem von den Engländern schwer bedrohten Melun, und es gelang ihr, dieselben zurückzuschlagen.

Aber von nun an nistete sich Schwermut in ihr Herz ein. In Melun hatten ihr die Stimmen ihres Inneren angekündigt, daß sie noch vor dem Johannesfeste in die Gewalt der Feinde geraten werde. Sie möge ihr unvermeidliches Los mit Ergebung ertragen, denn Gott werde sie stärken.

Ostern, das hehre Fest der Erlösung und Auferstehung, nahte. Da zog der Herzog von Burgund, der mehrere Monate hindurch König Karl VII. mit erheuchelten Friedensversicherungen hingehalten und getäuscht hatte, ins Feld und lagerte sich mit großer Macht vor der Stadt Compiègne, einer starken Festung am linken Ufer der Oise. Sie zu erobern, war das Hauptziel des falschen Burgunders. Ein englisches Hilfscorps von etwa fünfzehnhundert Mann unterstützte ihn.

Als Ostern vorüber war und bereits der Wonnemonat Mai Duft und Farbe in reichster Fülle über die Natur ausgegossen hatte, sammelte auch Johanna ihre Streitgenossen um sich und bald zählte sie deren zweitausend; auch gelang es ihr, in der Nacht vom 22./23. Mai Verstärkungen in das von dem ausgezeichneten Wilhelm von Flavy besetzt gehaltene Compiègne zu werfen.

Der Morgen des 23. Mai erhob sich leuchtend über der Erde. Mit ihrem Flammenmunde verkündete das leuchtende Sonnengestirn der Menschheit einen herrlichen Tag. Wie unzählige Perlen funkelten und glänzten die taufrischen Gräser der Wiesenfläche, die sich in der Ausdehnung einer Viertelstunde auf dem rechten Ufer der Oise er-

streckte und sich damals bis an den die Stadt bewehrenden Brückeneingang hinzog.

Nicht weit von der Stadt weg liegt die Ortschaft Margny; hier befand sich ein Teil des burgundischen Heeres. Auf einem in der Nähe des Dorfes sich erhebenden, sanften Hügel stand einer von den burgundischen Kriegern. Der herrliche Morgen hatte ihn herausgelockt und sein Auge suchte die Wälle und Türme von Compiègne, das vom Sonnenlichte übergossen vor seinen Blicken lag. Plötzlich fesselte etwas seine Aufmerksamkeit. Was war das? Über die Brücke ritt eine bewaffnete Schar, von Fußvolk begleitet. An der Spitze derselben flatterte ein schneeweißes Banner im linden Morgenhauch. Näher rückte der Zug auf der Wiese und jetzt gewahrte der Burgunder eine in einen purpurnen Waffenrock gekleidete Gestalt auf prächtigem Rosse. Erstaunen, wilde Freude regte ihn auf; seine Augen sprühten unheimlich.

„Ha!“ stieß er jetzt heraus, „das ist sie! die Hexe überfällt uns! Nein, es soll dir nicht gelingen, Robert wacht!“

Im Nu rannte er den Hügel hinab, um seine Beobachtung dem burgundischen Befehlshaber, Johann von Luxemburg, zu melden. Da fügte es der verhängnisvolle Zufall, daß dieser mit einigen Edelleuten eben nach der Wiese geritten kam, um Kundschaft einzuziehen.

„Was ist dir, Bursche?“ fragte er, als er den daherrennenden Robert gewahrte.

„Herr! Herr!“ keuchte dieser, „sie kommt! Sie überfallen uns! Auf der Wiese sind sie!“

Jetzt erst bemerkte der burgundische Führer die bisher durch jenen Hügel, auf welchem Robert gestanden, verdeckt gewesene Schar. Ein flüchtiges Wort und er sprengte mit seiner Begleitung zurück, um alle ihm gerade zur Verfügung stehenden Truppen aufzubieten; die Hauptmacht der Burgunder lag für diesen Augenblick zu weit entfernt.

Kaum gelang es den Burgundern noch, sich in die Waffen zu werfen und den Franzosen entgegenzutreten, die jetzt schon heranstürmten. Johannas Renner schnaubte, daß die weißen Flocken von den Nüstern stoben. Die französischen Soldaten fochten wie die Löwen. Den ganzen Tag hindurch währte der blutige Streit. Die Burgunder wurden zurückgeschlagen. Aber es nahte schon Hilfe. In erdrückender Übermacht strömten aus den anderen Standlagern die Burgunder und Engländer herbei. Doch auch zum zweitenmal trieb Johannas Tapferkeit den Feind zurück. Selbst beim drittenmal drohte den Burgundern das gleiche Schicksal und bereits waren sie die Hälfte des Weges zurückgewichen, als es den Engländern gelang, den Franzosen in den Rücken zu fallen. Nun war aller Heldenmut der Jungfrau, waren alle ihre Anstrengungen vergeblich, das Unheil von den Ihrigen abzuwenden. Diese, von zwei Seiten gefaßt, von der Übermacht erdrückt, suchten ihr Heil in der Flucht und stürzten der Brücke zu, welche ihnen Einlaß in die Stadt und Rettung verhieß.

Noch immer flatterte Johannas blütenweißes Banner in der Luft. Ihr blitzendes Schwert in der Hand, bemühte sie sich, den Rücken der Fliehenden zu decken. Sie dachte nicht daran, sich selbst zu retten. Schon wurde sie von den mächtig herandrängenden Burgundern umringt, schon waren einige ihrer Begleiter vom Feinde überwältigt und gefangen. Ein Haufe von fünf bis sechs Burgundern fiel über sie und ihr Roß her. Jeder brannte vor Begierde, die Gehaßte in seine Gewalt zu bekommen, denn groß war die Ehre und der Ruhm der That. Plötzlich fühlte sich Johanna an ihrem Waffenrocke erfaßt.

„Herunter mit dir, Hexe!“ gellte es ihr wütend in die Ohren. „Nun gehörst du doch mir!“

Sie blickte nach ihrem Feinde.

„Robert! Schurke!“ schrie sie heftig und schlug mit dem Schwerte nach dem Elenden.

„Ergebt Euch mir! Gebt euer Wort!“ riefen die wilden Gesellen fast alle zugleich.

„Einem anderen als euch habe ich geschworen und mein Wort gegeben,“ versetzte sie, noch immer ihre Waffe schwingend, „ihm werde ich mein Wort halten.“

Da ergriff sie ein pikardischer Bogenschütze an ihrem Waffenrocke und riß sie vom Pferde. Zwischen ihm und Robert Epinal entstand ein heftiger Kampf um die wertvolle Beute. Während sich indes diese beiden gleich wilden Tieren abrauften, bemächtigte sich ein Kriegsmann aus Artois, Lionnel genannt, der Jungfrau mit kräftiger Faust und führte sie als Gefangene hinweg.

Noch immer tobte der erbitterte Kampf zwischen Epinal und seinem Gegner, die fast unzertrennbar schienen. Höchste Wut erfüllte jeden von ihnen. Auf einmal stieß Robert einen durchdringenden Schrei aus und sank erbleichend zu Boden. Seiner Brust entströmte ein roter Strahl; bis an den Griff hatte ihm der andere in seinem Grimme ein dolchartiges Messer ins Herz gestoßen. Robert Epinal hatte seine Schuld fürchterlich gesühnt — aus seinem toten Körper quoll sein Herzblut auf den Rasen.

Johanna, die arme Johanna, ahnte nichts von dem fürchterlichen Geschehnisse. Sie war umringt von den wild jauchzenden Kriegsgesellen und rettungslos in der Gewalt ihrer Feinde. So hatte sich erfüllt, was sie selbst mit prophetischem Geiste dem Könige verkündet hatte:

„Ich werde ein Jahr sein und nicht mehr.“

Schlimmer als die verhängnisvollste Niederlage wirkte auf die Franzosen die Nachricht von der Gefangennahme der Jungfrau. Grenzenlos war die Bestürzung der Königlichen; grenzenlos ihr Schmerz und ihre Trauer.

In demselben Grade jubelten die Feinde und frohlockten die Engländer. Nie noch hatten sie in dem Kriege gegen Karl VII. einen solchen Sieg erfochten. Der Burgunderherzog war unsäglich glücklich über diesen herrlichen Erfolg seines Kriegsvolkes. Sofort sandte er Boten nach allen Richtungen aus, die Freudenkunde nach Burgund, nach

Frankreich, nach England zu tragen. Die schamlosen Pariser jubelten und beleuchteten ihre Stadt, ja sie sangen in ihrem Dome das Te Deum. Die Engländer aber frohlockten:

„Gottlob, die Hexe ist gefangen!“

Johann von Luxemburg ließ die Gefangene nach seinem Schlosse Beaurevoir bringen. Dort wurde sie in strenger Haft gehalten. Die Gemahlin Johanns und seine Tante verschafften indes der Armen alle mögliche Erleichterung.

Vier Monate hatte sie schon auf Beaurevoir zugebracht. Da wurde ihr eines Tages die schreckliche Kunde, sie werde an die Engländer verkauft werden. Ihre Angst, ihre Verzweiflung waren unbeschreiblich. Vergebens mahnte sie die oft gehörte Stimme in ihrer Brust, jene Stimme, welche sie stets als die der heiligen Katharina erkannt hatte, ihr Los in Geduld zu ertragen; sie müsse, ehe sie befreit werden könne, den König von England sehen. Die Jungfrau wollte aber nichts davon wissen, sie wollte frei sein, um dem bedrängten Compiègne zu helfen.

Und eines Tages sprang sie vom Turme des Schlosses Beaurevoir. Hier fanden sie die Wächter, sie war schwer verwundet und ohne Bewußtsein. Es war nicht ihre Absicht gewesen, sich zu töten; sie hatte einen Fluchtversuch gemacht, um Compiègne retten zu können. Johanna bereute und beichtete diese That. Dafür verhieß ihr die Stimme in ihrer Brust die Rettung Compiègnes. In der That wurde die aufs ärgste bedrängte

Stadt schon bald hernach aus der Gewalt ihrer Bedränger befreit.

Dies steigerte den Haß der Engländer gegen Johanna. Sie schworen ihr den Untergang. Mit Hilfe des unwürdigen Bischofs Peter Cauchon von Beauvais gelang es ihnen, die Auslieferung Johannas zu erlangen, indem der König von England ein bedeutendes Lösegeld bezahlte. Johanna wurde nach Rouen gebracht, wo der englische Hof residierte. Empörend war die Behandlung, welche die Jungfrau jetzt erfuhr. Man schlug ihre Füße in Ketten und befestigte diese an einen Holzpflock. Ihre Wächter waren die rohesten Kriegsknechte, von denen sie nicht nur verhöhnt, sondern sogar mißhandelt wurde.

Die Engländer boten alles auf, ihre Feindin zu vernichten. Auf das Betreiben des Grafen Warwick, eines ihrer heftigsten Feinde, wurde ein Gericht eingesetzt. Bischof Cauchon erhielt das Richteramt. Wohl befanden sich unter den Richtern manche gutgesinnte und redliche Männer, aber der elende Cauchon, das verabscheuungswürdige Werkzeug der Engländer, vereitelte alle ihre Bemühungen zu gunsten Johannas. Falsche Zeugen wurden erkauft, welche alles erdenkbare Schlechte über Johanna aussagen mußten; mancher, der sich dessen weigerte, wurde mit dem Tode bedroht.

Siebzehnmal wurde Johanna vom 21. Februar bis zum 17. März verhört. Absichtlich stellte man ihr die verfänglichsten und schwierigsten Fragen, um sie aus ihrem eigenen Munde als

eine Ketzerin, als Zauberin und Hexe verurteilen zu können. Aber sie antwortete mit solcher Klugheit und Geschicklichkeit, daß selbst die Richter sich wundern mußten.

Um aber die Jungfrau auf alle Fälle verderben zu können, holte das Gericht ein Gutachten der Universität Paris ein. Wie dieses bei der bekannten Gesinnung der Pariser ausfallen würde, war vorauszusehen. In der That war der Ausspruch der Doktoren jener Universität in allen Punkten für die arme Angeklagte vernichtend. Und das hatten ihre niederträchtigen Gegner gewollt.

Wo aber waren ihre Freunde, die Franzosen? wo war vor allem König Karl VII., der ihr so viel schuldete? Zu ihrer ewigen Schmach muß es gesagt werden: sie thaten — nichts, um diejenige zu retten, durch welche das Königtum in Frankreich gerettet worden war.

Endlich hatten die Feinde Johannas es mit vieler List und höllischen Mitteln so weit gebracht, den Stab über die unglückliche Heldin brechen zu können. Am 29. Mai des Jahres 1431, an einem Dienstag, wurde ihr das Endurteil verkündet; es lautete auf Tod durch Verbrennung. Die Ärmste hörte den Spruch mit Entsetzen und lautem Wehklagen. Nachdem sie aber ihre Fassung wieder zurückgewonnen hatte, verlangte sie nach dem Priester, damit sie sich würdig auf den Tod vorbereiten könne.

Am folgenden Morgen wurde sie, angethan

mit einem dunklen Frauengewande, aus dem Gefängnisse geholt und nach dem Richtplatze geführt. Dort angelangt sank sie auf ihre Kniee und betete inbrünstig zu Gott um Gnade in dieser schwersten Stunde; dann bat sie alle Umstehenden um Verzeihung und gedachte noch einmal ihres geliebten Königs. Karl VII. war dieser Erinnerung nicht wert!

Ein mitleidiger Engländer machte aus einem Stocke schnell ein Kreuz zurecht und übergab es Johanna. Dann führten sie zwei Knechte des Scharfrichters zum Scheiterhaufen. Hier wurde sie festgebunden. Jetzt wurde das Holz in Brand gesteckt, dunkler Rauch qualmte empor. Die Flamme züngelte rasch nach ihrem Opfer, nach dem Opfer schreiender Ungerechtigkeit.

Noch einmal erhob die Märtyrerin die Stimme, indem sie den heiligen Erzengel Michael und die übrigen Heiligen anrief. Jetzt schrie sie auf: „Jesus! Jesus! Jesus!“ und sterbend neigte die Jungfrau ihr Haupt.

Bald war nichts mehr von dem edlen Leibe der Retterin Frankreichs über als ein wenig Asche und — das Herz. Dies aber widerstand der stärksten Glut und jedem Grimme der Flamme. Da wurde es samt der Asche in die Seine geworfen. Die Engländer konnten sich in ihrem fluchwürdigen, unnatürlichen Hasse nicht genug thun. Sie suchten dem französischen Volke glaubhaft zu machen, Johanna sei eine Verbrecherin und eine falsche Prophetin gewesen. Aber das

Volk glaubte ihnen nicht und da selbst der Himmel für die Unschuld der hingemordeten Jungfrau Zeugnis ablegte, indem verschiedene ihrer Ankläger und Richter, so auch Bischof Cauchon, der elendeste von ihnen, eines plötzlichen Todes starben, so blieb der öffentliche Glaube nur noch um so fester bei der Annahme, daß Johanna eine edle, unschuldsvolle Märtyrerin für ihr Vaterland gewesen sei.

Die Engländer selbst wurden vom Zorne Gottes schwer getroffen. Sie verloren eine Stadt nach der anderen an die Franzosen und im Jahre 1436 auch Paris, nachdem der Burgunderherzog sogar von ihnen abgefallen war. Im Jahre 1458 stand kein englischer Soldat mehr auf französischer Erde. „Die Engländer werden alles in Frankreich verlieren," hatte Johanna noch während ihres Prozesses ihren Gegnern kühn ins Gesicht gesagt. Und bis zum letzten Tüpfelchen erfüllte sich ihre Vorhersagung.

Frankreich war frei und die Jungfrau gerächt.

Aber noch blieb die Ehre Johannas zu retten, noch war diese in den Augen vieler eine Verbrecherin, welche mit Recht von der Kirche verurteilt worden sei. Karl VII. übernahm es endlich, das Andenken an die Jungfrau, der er so vieles verdankte, zu reinigen. Sobald Rouen im Jahre 1449 in seinem Besitze war, ließ er die Akten über den Prozeß gegen Johanna von gelehrten und tüchtigen Männern prüfen. Diese erklärten, der Prozeß sei in jeglicher Hinsicht null

und nichtig und ungerecht. Auch die geistliche Behörde schritt ein; die Einwohner von Rouen begehrten es selbst. Die Verwandten Johannas traten klagend auf und wandten sich deswegen nach Rom. Ein Breve des Papstes Kalixtus befahl 1455, daß der Prozeß der Jungfrau Johanna aufs neue vorzunehmen sei. Dies geschah alsbald.

Nach reiflicher und gewissenhafter Prüfung wurde das Urteil, das sich auf das Zeugnis beider Parteien stützte, im Prozeß am 7. Juli 1456 im erzbischöflichen Palast zu Rouen öffentlich verkündigt.

Die Mutter und Brüder Johannas und deren Rechtsbeistände sowie vierzehn geladene Zeugen waren zugegen. Die Urkunde beginnt mit der Anrufung der heiligen Dreieinigkeit; dann heißt es: „Wir sprechen, sitzend auf Unserem Richterstuhle, und einzig Gott vor Augen habend, durch dieses Unser Endurteil, und erkennen zu Recht und erklären, daß der genannte Prozeß und seine Urteile als Betrug, Verleumdung, Bosheit, Widerspruch im Rechte und in der Sache enthaltend, mit der Abschwörung und mit allen Folgen null und nichtig sind und keine Kraft und Gültigkeit gehabt haben, noch haben; und Wir vernichten und kassieren sie, und erklären somit die genannte Johanna, die Kläger und Verwandten als gereinigt von jedem Schimpfe und jedem Flecken wegen des oben Erwähnten. Und Wir verordnen, daß in dieser Stadt an zwei Orten eine feierliche Verkündigung dieses Unseres Urteils statthabe, die

eine sogleich auf dem Gottesacker von St. Quen, nach vorhergegangener allgemeiner Prozession und Predigt; die andere morgen, auf dem alten Marktplatze, an der Stätte, wo die genannte Johanna grausam und schrecklich verbrannt und erstickt worden; dabei wird eine Predigt gehalten und ein Ehrenkreuz errichtet zum ewigen Andenken. Auch soll in anderen Städten und Orten des Königreiches, wo Wir es für gut befinden, zum künftigen Gedächtnis eine feierliche Verkündigung dieses Urteiles geschehen."

Also war Johannas Andenken auch in den Augen der Welt gerettet. Ja, die Kirche hat das wunderbare Mädchen von Domremy unter die Zahl ihrer Seligen aufgenommen.